Salzburger Volkspiele, Aufzüge und Tänze

Karl Adrian

R155
A24

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze

Von

Karl Adrian

Mit 3 Lichtdrucktafeln, 9 Abbildungen und Noten im Texte

Salzburg
Alois Hilmar Huber
1908

Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze

Pongauer Tafelpercht.

Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze

Von

Karl Adrian

Mit 3 Lichtdrucktafeln, 9 Abbildungen und Noten im Texte

Salzburg
Alois Hilmar Huber
1908

Die Worte Goethes im Vorſpiele zu „Fauſt“:

„Greift nur hinein ins volle Menſchenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen iſt's bekannt,
Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant“, —

geben jedem Freunde der Volkskunde ein Leitmotiv mit auf den Weg, das ihn an die Quelle weiſt, wo er das urſprüngliche Volksleben in ſeinen mannigfaltigen Erſcheinungen und in ſeiner Eigenart zu ſuchen habe.

Der Verfaſſer, der ſich mit dem Gegenſtand ſchon ſeit Jahren beſchäftigt, war nun bemüht, ein Stück heimiſchen Volkslebens im folgenden zur Darſtellung zu bringen. Das wäre ihm aber ſicher nicht in dem Maße gelungen, hätte er bei ſeiner Arbeit nicht eine ſo allſeitige und tatkräftige Unterſtützung erfahren, wofür er allen freundlichen Einſendern an dieſer Stelle ſeinen beſten Dank ausſpricht. Sehr vieles, ja das meiſte, was hier niedergelegt iſt, entſtammt Mitteilungen und Berichten, die ihm auf ſeine Anfrage und Bitte aus den verſchiedenen Teilen des Landes zugekommen ſind und deren Inhalt unmittelbar aus dem Leben geſchöpft iſt. Beſonderer Dank gebührt den Herren kaiſerl. Rat Dr. Alexander Petter und Schulrat Profeſſor H. F. Wagner, welche dem Verfaſſer manche wertvolle Anregung und manch ſchätzbaren Fingerzeig gegeben haben.

Es iſt ſelbverſtändlich, daß auch die beſtehende Literatur in geeigneter Weiſe benützt wurde, ja bezüglich einzelner Kapitel nahm der Verfaſſer keinen Anſtand, ſie unter Anführung der Quelle wörtlich in die Arbeit aufzunehmen, weil ſich vieles nicht beſſer und eingehender darſtellen läßt, als es dort bereits geſchehen und weil damit zugleich der Forderung der Vollſtändigkeit Rechnung getragen wurde.

Ausgehend von der Anſchauung, daß jedes Spiel eine Sitte ſei, hat ſich der Verfaſſer geſtattet, über dieſen Rahmen hinauszugreifen und auch einzelne Sitten aufzunehmen, wie z. B. das Kracheislaufen, das Naſenſtechen u. ſ. w., die ſtreng genommen keine Spiele ſind; da ihnen aber die

540049

Begriffe Tätigkeit und Vergnügen innewohnen, so glaubt er dies damit gerechtfertigt.

Daß auch Spiele Aufnahme fanden, die dem Salzburger vielleicht als zu bekannt dünken, hat außer dem bereits früher erwähnten ferner noch darin seinen Grund, daß diese Abhandlung ja auch für viele nichtsalzburgische Leser bestimmt ist.

Die eigentlichen Kinderspiele wurden weggelassen, einerseits um den Raum nicht zu sehr zu überschreiten, anderseits um sie vielleicht später in gesonderter Darstellung zu veröffentlichen.

Noch eines Momentes muß der Verfasser in dieser Einleitung gedenken; es wäre immerhin möglich, daß sich der eine oder andere der Leser an der Derbheit einzelner der mitgeteilten Spiele und Vorführungen stoßen möchte, dessenungeachtet blieb aber nichts übrig, als die Vorkommnisse so darzustellen, wie sie der Wirklichkeit entsprechen, soll die Arbeit als Beitrag zur „Naturgeschichte von Land und Leuten" aufgefaßt werden können.

Der Gegenwart würde die dankbare Aufgabe erwachsen, einzelne schöne, alte Sitten, die Gefahr laufen, allmählig in Vergessenheit zu geraten, in verständnisvoller Weise zu pflegen und zu erhalten; ein Gedanke, der sich im Kreise der Gebildeten immer mehr Bahn bricht und der schon zum Teil in den verschiedenen Vereinen zur Pflege von Volkstracht, Volkskunst und Volkssitte, besonders im benachbarten Bayern, Verwirklichung erhielt. Der Verfasser schließt daran die Worte, die Koch-Sternfeld vor mehr als 70 Jahren geschrieben und welche dieser Idee in trefflicher Weise Ausdruck verleihen, indem der Genannte sagt:

„Die Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit dieses Alpenvolkes, das sich mit Verstand und Witz der Freude, den Schauspielen und Festen so gerne hingibt, bedürfen nur einer leisen Lenkung zum Schicklichen; rücksichtslose Strenge verscheuchen sie in die tiefsten Täler und auf die Gebirge mit groben Ausschweifungen und zerstörendem Mutwillen." Und an anderer Stelle: „Je weniger unsere Bildung und Verfassung das gemütliche Leben begünstigt, desto sorgfältiger sollte man die Reste von Volksfesten mit bildender und schonender Hand zu veredeln suchen; Sinn und Sitten lassen sich weder verbieten, noch gebieten, sondern nur erziehen."

Kraftspiele.

Das Ranggeln.

Das „Ranggeln“ ist eine der ureigensten Leibesübungen der Pinzgauer. Bereits in frühester Jugend balgen sich die Kleinen, die Schuljugend betreibt diese Kunst schon regelrechter, endlich herangewachsen bildet sich der Bub möglichst fachgemäß aus, um nicht für eine „Lettfeigen“[1]) zu gelten. Dieses Kraftspiel hat nun seinerzeit Hutter im XXXIV. Bande der Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde ausführlich geschildert; wir folgen seinen Ausführungen und ergänzen dieselben nur durch einiges, was dem Verfasser hierüber aus Dienten[2]) zugekommen ist.

„Aus dem Grund, daß für den jungen Pinzgauer das Ranggeln zu einer gewaltigen Passion geworden ist, mag es wohl geschehen sein, daß sich die sehnigen Pinzgauer Burschen alljährlich am Hundsstein am Jakobitag den 25. Juli ein Stelldichein geben, wo sie ihre Kraft und Gewandtheit gegenseitig messen.

Wenn man an diesem Tage morgens ungefähr 9 Uhr auf der obgenannten Bergspitze steht, — der Ringplatz befindet sich etwas unterhalb, — hört man von allen Windrichtungen die munteren Jodler und frohen Jauchzer, welche anzeigen, daß das kampflustige Volk nicht mehr fern ist.

Bald steigen sie die Anhöhe herauf. Vom Norden kommen die schneidigen Loferer in ihrer kleidsamen Tracht, den Hut mit einer mächtigen Hahnenfeder oder mit einem Spielhahnstoß geschmückt. Eine Trompete oder Klarinette schreitet ihnen voran, um ihren Einzug auf den Ringplatz zu verherrlichen. Gar mancher würde fragen, was so ein Federl auf einem Lofererhut kosten würde, aber es wagt es keiner, die kräftige Gestalt des Loferers gebietet Stillschweigen. Mit den Loferern kommen

[1]) Furchtsamer, unentschlossener Mensch.
[2]) Durch Herrn Lehrer Eippl.

die von Saalfelden, Alm und Hintertal. Von Osten her kommt Dienten, Goldegg und Gastein, von Süden Taxenbach und Rauris, alles schmucke Gestalten, denen man schon vom Gesicht ablesen kann, daß sie voll Kampfbegierde sind. Von Westen endlich kommen die St. Georgner, Brucker, Fuscher und die aus Ober-Pinzgau.

Haben sich die meisten Ortschaften, die zu erscheinen pflegen, eingefunden, so tritt ein Mann mit einer langen Peitsche unter die plaudernde Menge. Er schwingt die Peitsche erst über seinem Kopfe, allmählich läßt er jedoch den Arm tiefer sinken und da niemand mit dieser Peitsche in unangenehme Berührung kommen will, weicht alles zurück. Ist auf diese Weise der Ringplatz abgegrenzt, so werden die Schiedsrichter bekanntgegeben und der Ruf zum Kampf erschallt."

Diese Schiedsrichter führen im Volksmunde den sehr treffenden Namen „Scherntax", was in wirklicher Bedeutung Schirm- oder Wetterstanne heißt. Zu dieser Würde kommt nur der, der durch viele Jahre hindurch sich auf dem Hundsstein den Preis erkämpft hat. Ihnen fällt die Aufgabe zu, in zweifelhaften Fällen zu entscheiden, beim Ringen selbst, wenn sie sehen, daß die Gegner in Zorn geraten, zu mahnen, den Einzelnen im Kampfe zu ermutigen und zu beraten; denn sie erkennen, infolge ihrer langjährigen Erfahrung, sofort die Schwäche des Gegners und machen ihre Leute aufmerksam, wo er zu fassen sei, damit er unterliege. Fast jede Rotte hat ihre Schirmtanne mit. Steub in seinen „Gasteiner Novellen" charakterisiert die letztere vortrefflich, indem er sie erzählen läßt: „Seit meinem 46. Jahre bin ich Scherntax und wenn die Buben anfangen und mit den Fäusten rausen wollen oder gar die Urschlauer „bodenarbeiten" und ich steh' auf und sag': „Genug ist's, laßt' ihn aus", so braucht's weiter nichts und sie lassen einander aus. Beim Ranggeln hat nie ein anderes G'satz 'golten, als ehrlich tun. Frischweg anschießen und gleich auf den Rücken niederschmeißen. Ist's nachher der Fall, daß zwei gleich gut sind und einer den andern nicht derzwingt, so sag ich: „Hört's auf, tut's dafür über's Jahr wieder, denn in einem Jahr ändert sich der Mensch oft nicht wenig. Und derjenige, der nicht ganz schön, wie sich's gehört, auf den Rücken hingeworfen ist, von dem kann man nicht sagen, er sei auf den Boden hingebracht worden."

„Mit fröhlichem Jauchzer", schreibt Hutter, „hüpft sofort eine Anzahl junger Kampfluftiger in rupfenem Hemd, leinener Hose, die Strümpfe bis ans Knie über die Hose gezogen und ohne Schuhe auf den Ringplatz und es beginnt jenes Ziehen und Zerren, jenes Drücken und Rücken, das keine Feder beschreiben und kein Pinsel malen kann.

Wenn man meinen würde, beim Ranggeln handle es sich nur um Anwendung der größtmöglichsten Kraft, wäre dies ein Irrtum. Kraft ist notwendig, Hauptsache aber ist List und Schnelligkeit. Es gibt auch gewisse Vorteile „Würfe“ genannt, welche zur rechten Zeit angebracht, dem Gegner eine sichere Niederlage bereiten.“

Diese Würfe sind der Hauptsache nach der Stierer, der Kreuzwurfer und der Hacken. Beim Stierer sucht man den Gegner stoßweise zum Falle zu bringen, beim Kreuzwurfer verhelfen geschickte Verschlingungen der Arme zum Erfolge, durch den Hacken wird der Angegriffene in der Weise zu Falle gebracht, daß man den linken Fuß dem Feinde unterstellt, so daß derselbe beim Sturz auf den Rücken zu liegen kommt.

„Mit dem, daß von den beiden Rangglern einer auf den Boden liegt, ist der Kampf noch nicht zu Ende.

Gerade auf dem Boden beginnt oft die größte Schwierigkeit und Anstrengung, denn der Gefallene muß auch auf dem Rücken liegen und gar nicht selten kommt es vor, daß der auf den Boden Liegende eine kleine Unachtsamkeit seines Gegners benützt und ihn unter schallendem Gelächter der Zuschauer zu Falle bringt. Hat die Jugend sich ausgetobt, so betreten die Ranggler von Ruf den Platz. Da gibts schwere Arbeit, denn unter ihnen gilt es, wer „Hagmoar“ wird.

„Hagmoar“ wird aber nur der, der in drei Ringkämpfen, die er mit allen, die ihn dazu auffordern, unternimmt, nur je einmal oder nie zu Falle gekommen ist.

Hagmoar auf dem Hundsstein zu sein, ist für den Pinzgauer Ranggler die höchste Ehre, die er erreichen kann, heißt es ja soviel, als der flinkste Rauggler des ganzen Gaues zu sein.

Deswegen wird der Hagmoar, wenn er den letzten seiner Gegner überwunden hat, von allen Seiten mit Jubel begrüßt, sein Hut wird mit Federn geschmückt, er ist ein Gegenstand der Bewunderung für jung und alt, gar mancher Bauer schätzt es sich zur hohen Ehre, den „Hagmoar“ in seinen Diensten zu haben.“

Einen wesentlich anderen Charakter trägt das Ranggelfest bei der Kapelle am Jochberg, nahe der Grenze zwischen Tirol und Salzburg; Kürsinger berichtet darüber in seinem Buche „Ober-Pinzgau“ (1841) nachstehend:

„Der Maria Heimsuchungstag, d. i. der 2. Juli, ist das Hauptfest der Ranggler. Da strömet von Nah und Fern über die Berge viel Volkes zur Kapelle am Jochberg, wo Jahrmesse gehalten wird.

Ein feierliches Amt und eine Predigt von der Altane der Kirche

an das verſammelte Volk gehalten, beginnt die Feier des Feſtes; während auf der nahen Ebene Kramladen und Buden bereit ſtehen und im Hintergrunde einzelne Kampfesluſtige den Kampfplatz und die Beſchaffenheit ſeines Bodens prüfen.

Kaum iſt das Ite des Prieſters erſchollen, ſo geht alles bunt durcheinander, die Buden wimmeln von Käufern, die Trinkhütten ſind für Bier- und Metdurſtige zu klein und auf dem Kampfplatz bildet ſich ein weiter Kreis von Tirolern und Pinzgauern, um dem Kampf mit geſpannter Erwartung zuzuſchauen.

Unter den Zuſehern wird keine Weibsperſon geduldet, eine recht löbliche Gewohnheit, da im heißen Kampfe oft ein Ringer das Hemd verliert und nur die Beinhoſe am Leibe haftet.

Immer nur ein Tiroler und ein Pinzgauer treten gegen einander und die Mehrzahl der Beſiegten eines Volkes entſcheidet am Schluſſe des Feſtes, dem die Ermüdung ein Ende macht, den Sieg für die Pinzgauer oder Tiroler. Jeder einzelne Sieg bezeichnet das Freudengeſchrei und Lachen der Zuſchauer, jenes dem Sieger, dieſes dem Beſiegten, der ſich mit verbiſſenem Unmut in der Menge verliert. Wenngleich oft die Kämpfer gegeneinander erbittert werden, ſo halten ſie doch ziemlich feſt an dem alten Ausſpruche, daß keine Feindſchaft, kein Haß, kein Zank dieſes Volksfeſt nachträglich verkümmere."

Auch im Gaſteinertal war einſt das Rauggeln zu Hauſe und Dr. Muchar entwirft davon folgende Schilderung: „Das Herumſtreichen lediger Burſchen nächtlicher Weile an den Häuſern und Fenſtern ſchöner Dirnen und ihrer Auserwählten iſt hier, wie überall, ſehr gewöhnlich. Die Burſchen geben dann ihr Daſein durch Jauchzen kund, welches ein anderer, der auch auf gleichem Weg iſt, erwidert. Man näherte ſich. Bald erſchallte die Herausforderung: „Hoſen an?" und die Annahme „Bund auch!" Nun folgt oft ein hitziger Kampf durch Hoſenrecken, wobei einer den andern mit beiden Händen am Hoſenbunde zu faſſen, aufzuheben und niederzuwerfen trachtet oder durch Anrankeln, wobei beide Burſchen ſich niederbeugen, bei den Knien ſich zu packen und niederzuſchnellen ſtreben. Am längſten hat ſich das Hoſenrecken erhalten. Alle Jahre ſtrömte am Bartholomäustage eine große Volksmenge aus dem Gaſteiner- und Salzachtale, aus der Rauris, aus Groß- und Kleinarl auf den drei Wallern in einem dazu ganz geeigneten, amphitheatraliſchen Talkeſſel zuſammen.

Gruppenweiſe verteilt, ſaßen an den Gehängen herum zahlreiche Zuſchauer, alt und jung und die munteren Dirnen aller benachbarten Täler,

alles voll Anteil an dem Geſchicke ihrer Talgenoſſen beim beginnenden gymnaſtiſchen Kampf. Die Kampfſpiele ſind auf dem Hochlande der Alpen durch die Barbarei des Mittelalters in wilde Fauſtkämpfe verwandelt worden. Das Hoſenrecken auf den drei Wallern endete ſelten ohne blutige Raufereien. Es iſt bereits lange ſchon außer Uebung und nur die älteſten Greiſe wiſſen davon zu erzählen."

Eine Dichtung aus den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, von zwar ſehr zweifelhaft poetiſchem Werte, aber ganz in der Auffaſſung jener Zeit geſchrieben, beſchäftigt ſich ebenfalls mit der Darſtellung dieſes Kraftſpieles und der Autor weiß in realiſtiſcher Weiſe die wichtigſten Momente desſelben nicht übel zu kennzeichnen. Der Wortlaut iſt folgender:

„Einer faßt den andern bei der Hoſe,
Macht ſich dann gewaltig ſchwer,
Als wenn er ein Erdglobus wär.
So wird beiderſeits gehoben,
Und mit Rieſenkraft geſchoben,
Bis der Schwäch're hingeſtreckt,
Händ und Füß' aufwärts reckt.
Indem Felſenwand und Wald
Vom Geſchrei der Seher wiederhallt.
Prämenſch heißt, der immer wirft und ſteht,
Alle nach und nach zu Boden dreht.
Iſt das Hoſenringen aus,
Eilt man flugs hinab nach Haus;
Wer dem Prämann folgt, der jauchzet viel,
Bei der Schandpartie iſt alles ſtill.
Endlich wäſcht des Helden blaue Glieder,
Lohnend für den Sieg die ſchönſte Dirne wieder."

Daß man ſich auch an höchſter Stelle für dieſes Kraftſpiel intereſſierte, davon bringt Steub in ſeinen „Gaſteiner Novellen" einen Beweis, indem er eine Urkunde des Erzbiſchofes Leonhard von Keutſchach (1495 bis 1519) hierüber in eine ſeiner Erzählungen verflocht; dieſelbe lautet:

„Leonhard von Gottes Gnaden, Erzbiſchof zu Salzburg, Legat des heiligen Stuhles zu Rom! Unſeren Gruß zuvor Getreuer, Lieber! Wie im nächſthin abgewichenen Jahr an St. Jakoben des heiligen Zwölfboten Tag, das Hoſenrecken auf dem Berg Hundsſtein Deines anvertrauten Gerichtes gelegen mit Ruhe und Ordnung

geschehen und fürgegangen ist, so ist an Dich unser ernstlicher Befehl, daß im heurigen Jahr das Hosenrecken auf dem Berg Hundsstein am besagten Jakobentag wie vor Alters her gehalten werden darf, daß auch ein Preis geben wird von einem Pfund schwarzer Pfening. Fürder aber, wann es bei diesem Hosenrecken zu Trotz unseres Befehles ein Zank und Schlägerei entstünde, dieses Hosenrecken gar abzustellen wäre. Also hast Du daher nach unserem Willen und Befehl in Deinem anvertrauten Gerichte männiglich berufen zu lassen, damit die Untertanen und ledige Bursch sich darnach achten, an dem geschieht unser Will und Befehl. Gegeben in unser Stadt Salzburg am Montag Invocavit 1518. — Unsern edlen und festen, auch lieben und getreuen Hauptmann und Pfleger Sigemunden Grafen zu Schernberg und Taxenbach."

An anderer Stelle wird uns ein Hofratsbefehl mitgeteilt, dessen Inhalt wieder von einer mehr wohlwollenden Beurteilung dieses Kampfspieles seitens der Behörden Zeugnis gibt. Die Veranlassung war nach dem Amts- und Intelligenz-Blatt vom Jahre 1802 ein Ranggeln, das sich im Vorhause des Gasthauses zu Hollersbach abspielte und wobei einer der Gegner mit ganzer Schwere auf dem Pflaster aufstiel, so „daß er sich nur taumelnd aufrichten konnte, dann blaß ward, sank — und starb". Der Vorgang hatte nachstehende Verordnung zufolge: „Man mißkennt nun den Vorzug nicht, welchen solche ländliche Spiele, die Leibesübungen beziehend, z. B. vor dem teuren Karten- und Kegelspiele in Wirtshäusern und abgelegenen Winkeln haben; nur müssen dieselben nicht in Häusern oder an andern gefährlichen Plätzen, sondern auf rasigem Boden in der Freie, mit der nötigen Vorsicht, Nachgiebigkeit und Nüchternheit geschehen. Diese Maßregeln sind bei solchen Spielen, wie das im Gebirge beliebte Hosenringen ist, um so mehr zu beobachten, als Raufereien, gebrochene Beine und Arme schon öfter die Folgen davon waren und daher ein hochlöblicher Hofrat bei Außerachtlassung der genannten Maßregeln zu einem gänzlichen Verbote derselben sich veranlaßt sehen dürfte."

Eine Sitte, die durch Jahrhunderte in Uebung ist wie das Ranggeln, ist so mit dem Volkscharakter verwachsen, daß sie sich auch in der Volkssage widerspiegelt. Im heimatlichen Sagenschatz[1]) finden wir einige Sagen, die sich mit dem Ranggeln beschäftigen; so z. B. fordert der Krimmler Riese Gäuner den Dornauer Riesen im Zillertal zum Rang-

[1]) Aus Freisauff „Salzburger Volkssagen".

geln heraus; doch der ſchickt nur ſeinen Buben, weil ihm die Sache zu leicht dünkt und Hans, ſo hieß der Junge, wußte den Gegner ſo geſchickt zu packen und hinzuwerfen, daß Gäuner kein Glied mehr regte; er war tot. Den Vorwürfen des Vaters, daß er Gäuner gar getötet habe, entgegnete er: „Ja, mein Vater! I hätt' nöt g'moant, daß er nix daleid'n kunt; i hatt'n eh net wegputzt. I han ihn nur a Bißl um d'Mitt' g'halt'n, da hat er glei 's Maul aufg'riſſ'n, hat an Schnaufer und an Schnapper tan und is woltan daſtickt." Auch das Gerloſer Bergmännlein, der „Norggl" ranggelt mit dem übermütigen und wegen ſeiner Stärke gefürchteten Melker auf der Hochkaſeralm und der mußte die prahleriſche Herausforderung bitter büßen, denn er wurde am nächſten Morgen halbtot vom Kühbuben gefunden und in die Hütte gebracht. Nachdem er ſich langſam erholt hatte, wollte er Zeit ſeines Lebens vom Robblen nichts mehr wiſſen. Die berüchtigſten Ranggler aber waren die „eiſernen Buben". Von dieſen erzählt die Sage folgendes: „Auf der Schlapperſtätte, einer Bergebene zwiſchen Oberpinzgau, Brixental und Jochberg, dann auf dem Hundsſtein in der Hochſilzen kamen und kommen auf letzterem noch heute die ſtärkſten Burſchen zu ehrlichem Wettkampfe im Recken und Ringen zuſammen. In früherer Zeit nun geſchah es nicht ſelten, daß zu ſolchen Kampfſpielen wilde Burſche kamen, die niemand bekannt waren und von welchen man nicht wußte, woher ſie ſtammten. Wegen ihrer ungeheuren Stärke, die ſie faſt unbezwingbar machte und der nicht einmal mit ſchwarzer Kunſt beizukommen war, nannte man ſie im Volke „die eiſernen Buben". Kam aber doch einmal der ſeltene Fall vor, daß ein ſolcher geſtürzt und beſiegt wurde, dann rächte er ſich dadurch, daß er nachts den Hirten und Wanderern als Spuckgeiſt erſchien und ihnen große Furcht einflößte."

Für die Verbreitung dieſes Kraftſpieles zeugen auch die vielen Namen von Oertlichkeiten, die nach Dr. Prinzinger[1]) an dieſes Volksturnier erinnern, ſo Spielberg, Spielkogel, Spieljoch, Spieleck, Spielbühel, Spielalpen, Spielanger u. ſ. w. Als beſondere Ranggelorte von einſt, und auch ſelbſt heute noch, wären zu nennen der Hundsſtein, öſtlich von Zell am See, wohl der berühmteſte von allen; weiter kommen die Burſchen von St. Georgen, Bruck und Taxenbach am 24. Juni am Fürſtauſchachen gegenüber Grieß bei St. Georgen zum Hoſenrecken zuſammen; auch bei der Brücke in Fürth bei Kaprun wurde alljährlich geranggelt; zwiſchen Tirolern und Pinzgauern fand der Ringkampf bei der Kapelle im Joch-

[1]) Mitteil. d. Geſ. f. Salzb. Landesk. Bd. XX.

bergwalde ſtatt. Zu demſelben Zwecke trafen ſich einſt die Burſchen am Pfingſtmontag auf der eine halbe Stunde von Saalfelden gelegenen Heide, die Tachsau genannt; das Hoſenrecken bei den drei Wallern in Gaſtein am Bartholomäustag iſt ſchon am andern Orte erwähnt; weiter ſei noch der Tanzboden angeführt, ein Berg, von dem Hübner ſchreibt, daß ſich dort das junge Volk aus Werfen in alter Zeit mit Spielen und Tanzen beluſtigte; derſelbe nennt endlich auch noch den Sonntagskogl bei St. Johann im Pongau, auf welchem noch zu Ende des 18. Jahrhunderts alljährlich am Feſte des heil. Johannes Ringſpiele ſtattfanden.

Außerdem wird oft noch genug wild geranggelt; zur Herausforderung genügt dabei meiſt die nach vorne zeigende Zwing- oder Trutzfeder am Hute; wer zwei, drei Gegner nicht fürchtet, ſteckt wohl zwei, drei ſolcher Federn auf. Zahlreiche Vierzeiler[1]) haben weiter den Zweck den Gegner herauszufordern, ſo z. B.:

Dea Bua dea a Fedan trogt,
Dea Bua trogt ſchwa
Und hiaz mecht i no wiſſ'n,
Wia ſtarch aß a wa.

Eu Untalandt unt'
Is a Heaul varöckt
Und en Obalandt ob'm
Hab'nts dö Födau aufg'ſtöckt.

Drei Unta, drei Oba,
Drei Fedan am Huat,
San unſa drei Brüda,
Tuat koanar a guat.

Hin übas Pinzga
Da baut ma dö Ruab'n,
Durchs ganze Land auf und a
Fürcht i koan Buabm.

Du hear ma auf z'ſinga,
Du lange Gagg'n,
Mit Dia tat i ſchmeiß'n
Und Finga hagg'n.

[1]) Süß „Salzburger Volkslieder".

Und Schneidt geit's an Pinzga
Net gnuag, laßt's enk ſaog'n
Und wo's dauſt aonö hab'mt,
Mecht i a gean dafraog'n.

Bei dieſem wilden Ranggeln wird das weibliche Geſchlecht als Zuſchauer nicht geduldet, geradeſo wie beim Jochberger Ranggeln, denn bei dem hartnäckigen Ringen geſchieht es häufig, daß die Kämpfer den letzten Reſt ihrer Kleider verlieren, was im Eifer des Kampfes nicht beachtet wird.

Ein mehr zu Schauzwecken dienendes Ranggeln findet auf der Schmittenhöhe ſtatt. Dasſelbe wird von der Sektion Zell am See des deutſch-öſterr. Alpenvereines veranſtaltet und von den Rangglern aus den verſchiedenen Teilen des Pinzgaues beſucht; den Buben iſt es dabei weniger um den Geldpreis zu tun, als vielmehr um das feidene Tüchlein; dieſes iſt nämlich zum Geſchenk für ihre Schönen beſtimmt, denn es ſteigert den Wert der Auserwählten aus verſchiedenen Gründen im beſonderen Maße.

Fingerhackeln und Faustschieben.

Das ſogenannte Hackeln beſteht darin, daß zwei Burſchen vermittelſt der gekrümmten Mittelfinger der rechten Hand ſich aus der gefaßten Stellung zu ziehen und dadurch ihre Gewandtheit und Kraft zu zeigen ſuchen. Manchmal bedient man ſich dazu auch eines Hackelringes, der die Verbindung zwiſchen den beiden Mittelfingern herſtellt. Er iſt kranzförmig aus einer dünnen, zähen Haftwurzel der Fichte geflochten. Schon in früher Jugend verlegt man ſich mit Eifer auf dieſes Spiel und es gilt für die größte Ehre, in einer Gemeinde für den verſuchteſten Hackler angeſehen zu werden.

Die gegenteilige Uebung iſt das Fauſtſchieben. Dabei wird die zur Fauſt geballte Hand mit dem Handballen feſt auf den Tiſch aufgeſtemmt und die Gegner ſuchen ſich mit dem Aufgebot aller Kräfte aus ihrer Lage zu verdrängen.

Hiebei werden oft ganz bedeutende Preiſe ausgeſetzt, beträchtliche Geldſummen, ja ſelbſt Kälber und Kühe bilden den Einſatz.

Fuchs aus dem Loch jagen.

Vier Burſchen ſtehen mit weitgegrätſchten Beinen hintereinander, zugleich umfängt der Hintermann den Vorderen mit den Händen um die

Hüften. Vor ihnen kniet ein Burſche, ſich mit den Händen dabei auf dem Boden aufſtützend; dieſer hat die Aufgabe, zwiſchen den gegrätſchten Beinen der früheren durchzukriechen und er muß ſich damit beeilen, denn hinter ihm ſchlägt einer mit einem dicken, ſtrickartigen zuſammengedrehten Tuch unbarmherzig auf ſeine Rückſeite los. Wenn ihn nun gar die Burſchen mit ihren Beinen feſtklemmen, ſo regnet es die Hiebe dicht herab und er hat Mühe ſich durchzuarbeiten.

Fuchs durchs Loch treiben.

Ein Variante des vorhergehenden Spieles iſt folgende. Eine Anzahl Burſchen etwa 8 bis 12 ſtehen mit gegrätſchten Beinen hintereinander. Einer macht den Fuchs. Dieſer ſchlägt mit einem „Millibrettl", das in einem Kübel an der Seite des letzten aufbewahrt iſt, nach vorausgegangenem Wirbel, dieſem auf das Gefäß, wirft das Brettl raſch in den Kübel, lauft um die Reihe und ſchlüpft dann von rückwärts in die Höhle, das iſt zwiſchen die gegrätſchten Beine, kriecht durch und ſtellt ſich vorne als erſter wieder auf. Der Geſchlagene ergreift ſofort auf den erhaltenen Schlag das Brettl im Kübl und verfolgt den Fuchs. Gelingt es ihm, dieſen vor ſeinem Verſchwinden in der Höhle noch zu erwiſchen, ſo wird er mit dem Brettl ordentlich durchgewalkt. Erwiſcht er ihn nicht, ſo hat er das Nachſehen und er kann ſich für die erhaltenen Schläge nicht rächen. Nun iſt er der Fuchs, ſchlägt den Hintermann, läuft den Weg wie ſein Vorgänger und wird von ſeinem Nachfolger verfolgt, wie er es ſelbſt gemacht hat. Das nächſtemal wird dieſer der Fuchs, ſo kommt jeder an die Reihe.

Das Morschen oder Mödern.

Nachſtehendes Kraftſpiel beſchrieb Guſt. Zeller in der „Zeitſchrift für Volkskunde - Berlin 1901". Derſelbe erwähnt in der Einleitung, daß dieſes Spiel am Aberſee am Fuße des Schafberges üblich ſei und meiſt auf einer Wieſe in Gegenwart zahlreicher Zuſchauer geſpielt werde.

„Auf die Schultern eines aufrechtſtehenden Mannes (A) ſetzt ſich ein zweiter (B) derart, daß dieſer ſeinem Partner den Rücken kehrt. A umklammert Füße und Schenkel des auf ihm Sitzenden, dieſen ſo auf Schultern und Nacken feſthaltend.

B läßt nunmehr ſeinen Oberkörper bei hochgeſtreckten Armen über des A Rücken herabfallen und ſchlägt mit geballten Fäuſten wuchtig in in die beiden Kniekehlen des aufrechtſtehenden A in der Abſicht, dieſen

zu Fall zu bringen. Trotz der auf ihm ruhenden Körperlast und trotz der Verschiebung des Gleichgewichtes, welche B durch das Fallenlassen seines Oberkörpers hervorbringt, ist hingegen A bestrebt, seine Kniesehnen möglichst straff anzuspannen, um so den dawidergeführten Schlag zu begegnen. Gelingt dem A dieser Widerstand nicht, knickt er mit den Knien ein, oder kommt derselbe gar zum Sturze, so sind seine Muskeln und Sehnen „morsch" oder „modrig" und daher der Name des Spiels."

Das Stockklieben oder Holzspalten.

In demselben Jahrgang der vorerwähnten Berliner Zeitschrift schilderte Gustav Zeller noch ein zweites Kraftspiel, das ebenfalls unter den gleichen Verhältnissen am Aberse gespielt wird, es ist dies das „Stockklieben." Der Vollständigkeit und seiner Eigenart wegen, möge es hier Platz finden.

„Zur Durchführung dieses Kraftspieles sind sechs Männer erforderlich, die sich in zwei gleich starke Parteien sondern.

I. Partei. Zwei Bauernburschen (A und B) liegen mit voll ausgestrecktem Körper neben-, besser gesagt aufeinander am Boden, so daß die Füße des A dem Kopfe des B gegenüber sind. Mit Armen und Händen umklammert jeder die Füße seines Partners und preßt sie mit voller Kraft an sich. Zwischen ihren Körpern, womit sie gleichsam einen Baumstamm oder Holzblock darstellen, liegt ein dritter Bursch (C), welcher einen in den Block eingedrungenen Keil bildet. Sein zwischen A und B eingeklemmter Körper ist möglichst spitzwinkelig abgebogen, so zwar, daß Kopf, Arme und Füße auf der einen Seite des „Baumstammes" vorstehen, während sein Gesäß auf der anderen Seite herausragt.

II. Partei. Weitere zwei Männer (D und E) fassen nunmehr den sechsten Mitspielenden (F) derart, daß sie je einen Arm und Fuß des F hochziehen, wodurch auch dessen Körper, ähnlich jenem des C in einen spitzen Winkel gebracht wird.

Nach diesen Vorbereitungen beginnt das eigentliche Spiel, indem D und E den von ihnen gehaltenen Körper des F in schwingende Bewegung setzen, die gesteigert wird, bis der Unaussprechliche des F mit voller Wucht auf das Hinterteil des C stößt, welcher dadurch aus seiner Umklammerung durch A und B geschleudert werden soll.

Die größte Muskelkraft haben bei diesem Volksspiele die den Holzblock bildenden A und B aufzubieten, um ungeachtet des heftigen Stoßes, welchen C durch F empfängt, diesen zwischen ihren Körpern festzuhalten, die Spaltung des Holzes durch den Keil gleichsam verhindernd, während

C und F im wahren Sinne des Wortes eine leidende Rolle ſpielen müſſen.

Ohne zerriſſene Kleider, Verletzungen, ja ſelbſt Blutvergießen geht es bei dieſem Kraftſpiele wohl ſelten ab."

Brückenſchlagen.

Drei Burſchen knien auf dem Boden, den Oberkörper vorgebeugt und durch die Arme geſtützt. Ein vierter wird von zwei kräftigen Burſchen an Armen und Füßen in die Höhe gehoben, um dann raſch auf den Hinterteil der Knieenden niederzuſauſen. Dieſe müſſen auf den Anprall gefaßt ſein, ſonſt liegen ſie platt auf den Boden.

Löffel aufheben.

Ein Löffel wird ungefähr in die Mitte eines großen, viereckigen Tiſches gelegt, den Stiel nach auswärts zeigend. Es handelt ſich darum, denſelben mit dem Munde aufzuheben und zwar in der Gleichgewichtsſtellung, ohne dabei mit dem Oberkörper den Tiſch zu berühren.

Auf einer Seite wird der letztere von mehreren Burſchen niedergehalten. Der Aufhebende ſtützt ſich auf der entgegengeſetzten Seite mit beiden Händen auf den Tiſch, geht über in den Unterarmſtütz, gleichzeitig den Körper aufſchwingend und verſucht auf den Ellenbogen ſchwebend, den Löffel mit dem Munde aufzuheben. Nicht ſelten fällt dabei einer mit dem Geſicht auf den glatten Tiſch zur großen Heiterkeit der Zuſchauer.

In ähnlicher Weiſe erfolgt das Löffelaufheben vom Boden. Dasſelbe geſchieht im Liegeſtütz vorlings, wobei der betreffende ſein ganzes Körpergewicht auf zwei hölzerne, auf der Kante aufſtehende Teller, auf die er ſich mit den Händen aufſtützt, verlegen muß. Kippt eines der Teller um, ſo bleibt ihm nichts übrig, als unfreiwillig den Boden zu küſſen.

Hütl tauſchen.

Eine gewöhnliche, niedere Bank wird in die Mitte der Stube geſtellt. Der Künſtler ſetzt ſich auf den Boden und legt ſeine beiden Füße bis zur Hälfte der Oberſchenkel auf die Bank. Ein anderer ſetzt ſich über des erſteren Knie auf die Bank und bildet ſo das Gegenüber des vorigen, während zwei weitere Burſchen die über die Bank hinausragenden Füße des auf dem Boden Sitzenden feſthalten.

Nachdem nun alles vorbereitet iſt, erhebt der Künſtler ſeinen Körper vom Boden, ergreift mit der einen Hand ſeinen und mit der andern

des Nachbars Hut und fängt an, dieselben fortwährend auf der beiden Köpfe umzutauschen, wobei ein Nebenstehender die Austauschungen zählt mit 1, 2, 3, 4, u. s. w.

Es kommt darauf an, wer die meisten Austauschungen zu machen im Stande ist, was nicht so leicht ist, da das gesamte Körpergewicht auf der Kraft der Beine ruht und die Uebung durch die fortwährende Bewegung der Arme noch bedeutend erschwert wird.

Strähnkatzen ziehen.

Einen Strähn (Bund) Garn oder in dessen Ermanglung ein geknüpftes Handtuch legen sich zwei Burschen, die am Boden knien und dabei den Oberkörper mit den Händen aufstützen, um das Genick und sich auf die Kraft des letzteren verlassend, versuchen sie sich gegenseitig vom Platze zu ziehen. Hiebei zieht der Stärkere den Schwächeren nicht nur quer durch das Zimmer, sondern selbst bei der Türe hinaus. Das Spiel ist aber in Bezug auf Gefährlichkeit nicht unbedenklich.

Das Holztriften.

Dieses Spiel ist gleich dem allerorts bekannten Fuchsprellen. Die langen Reihen der Burschen stehen einander gegenüber und jeder faßt seinen Gegner fest bei den Händen. Auf diese Händepaare wird nun der Bursche, der den Klotz vorstellen soll, gelegt; auf den Ruf 1, 2, ho-opp werden die Hände gleichzeitig zuerst nach rechts und dann nach links geschwungen und zum Schluß der Bursche mit einem kräftigen Ruck in die Höhe gehoben und von Paar zu Paar geschupft. Es ist selbstverständlich, daß für den letzteren die Situation keine angenehme ist. Die Benennung dieses Spieles ist übrigens außerordentlich treffend, wer jemals der Frühlingstrift des Blochholzes an der Lammer z. B. zugesehen hat, der findet die größte Aehnlichkeit mit den vorerwähnten Bewegungen.

Das Turmbauen.

Dieses Spiel, welches sehr viel ähnliches mit den Pyramidenstellungen der Turner hat, war seinerzeit im Unterpinzgau um Lofer und Unken in Uebung.

Es wurde in folgender Weise ausgeführt. Sechs kräftige Burschen stellen sich mit dem nach innen gekehrten Rücken im Kreise zusammen. Auf ihre Schultern schwingen sich vier rüstige und auf diese wieder drei etwas leichtere Burschen. Diesen pyramidalen Gipfel erkletterte noch

einer und ſtreckte im Handſtand mit Stütz auf den Schultern der letzterwähnten die geſchloſſenen Beine ſenkrecht gegen den Himmel, um nach einer Weile im ſicheren Schwunge auf den Boden abzuſpringen.

Kesselspringen.

Drei Burſchen ſtehen mit feſtaufgeſtemmten, gegrätſchten Beinen Rücken an Rücken, die Arme ineinander gekreuzt und zugleich die Hände auf die Hüften aufgeſtützt. Hierauf nimmt ein vierter einen Anlauf und ſpringt mit Aufſchwung der geſchloſſenen Beine auf die Schultern zweier in den Knickſtütz der Arme, die Füße dabei ſenkrecht emporgeſtreckt, um ſchließlich mit Ueberſchlag nach vorne abzuſpringen.

Radtreiben.

Das Radtreiben erfolgt in der Weiſe, daß 6 Burſchen eng im Kreiſe zuſammenſtehen, mit dem Geſichte nach innen gekehrt. Der 1., 3. und 5. bleibt in kleiner Grätſchſtellung, der 2., 4. und 6. rutſcht mit den Beinen nach innen, ſo daß ſich die Sohlen dieſer drei berühren; den Oberkörper zurückgeneigt, bilden ſie gleichſam einen Trichter. Nun beginnen die äußeren nach rechts zu kreiſen und immer ſchneller und ſchneller zu werden, dabei bringen ſie auch die inneren in immer größeren Schwung, ſchließlich tauſchen ſie die Rollen. Es iſt erklärlich, daß dieſes Spiel einen bedeutenden Kraftaufwand fordert.

Das Purosselspringen.

Das Springen, dieſe altgermaniſche Leibesübung, fand auch bei den Bauernbuben unſeres Gebirgslandes ſtets die lebhafteſte Pflege. Es gab manchen, der über Tiſche und Zäune weg ſprang, ohne ſie im geringſten zu berühren und die oft gehörte Redensart, „er ſpringt noch über neun Zänn", womit man einen geſunden, rüſtigen Alten bezeichnet, mag darin ihre Wurzel haben. Eine der beliebteſten Formen des Springens iſt das Puroſſelſpringen, auch Piroſſeln, Puriſſeln genannt. Dasſelbe beſteht darin, daß ſich 10 oder 12 Burſchen in einer Entfernung von 8 bis 10 Schritten in gerader Linie hintereinander aufſtellen. Nach kurzem Anlauf ſpringt der erſte über den aufrechtſtehenden Vordermann mit weit gegrätſchten Beinen, ſo daß er deſſen Kopf nicht im mindeſten berührt. Hat er die ganze Reihe hindurch geſprungen, ſo folgt in derſelben Weiſe der zweite, dann der dritte u. ſ. w. bis alle daran waren.

Laufspiele.

Das Laufen nach einem bestimmten Ziel gehört zu den beliebtesten Spielen unserer Jugend; nicht nur die Schuljungen sondern auch die heranwachsenden jungen Leute üben es gerne, in allen möglichen Abänderungen vom einfachen Wettlauf angefangen. So erzählt schon Spaur in seinem im Jahre 1800 erschienenen Buche „Reise durch Oberdeutschland" aus der Loferer Gegend: „Bursche und Mädchen versammelten sich auf der Wiese, die Alten hatten sie paarweise in eine gerade Linie gestellt. Diese Paare banden sich ihre linke und rechte Hand fest zusammen und auf ein gegebenes Zeichen liefen sie nach dem ausgesteckten Ziele."

Die fröhlichste Stimmung ruft das „Sack und Hosenlaufen" unter den Zuschauern hervor.

Das Sacklaufen ist eigentlich ein Sackhüpfen, denn der Läufer wird in einen großen Sack gesteckt und der letztere unter dessen Halse zugebunden; so bewegt er sich hüpfend vorwärts, fällt er zu Boden, so ist er natürlich verloren.

Beim Hosenlaufen hat man meist eigens dazu verfertigte Hosen; der eine Läufer steckt sein rechtes Bein in den linken, der andere umgekehrt, das linke Bein in den rechten Hosenfuß, so daß jeder ein freies und ein gebundenes Bein hat. Die Paare stellen sich nun in einer Linie nebeneinander auf, sobald das Zeichen erfolgt, laufen sie nach dem bezeichneten Ziel und wieder zurück und erhalten dann in der Reihenfolge ihres Eintreffens die ausgesetzten Preise. Dabei hat jedes Paar vor allem darauf zu achten, daß es den Gleichtritt beibehält; denn verliert es diesen, so hindert nicht nur einer den anderen am Laufen, sondern es kommen die beiden auch leicht zu Falle. Will man das Spiel erschweren, so gibt man ihnen auch einen Schiebkarren zur Hand, den jeder mit der entgegengesetzten Hand erfaßt und so vor sich herschiebt. Selbstverständlich ereignen sich dabei die komischesten Szenen, die eine stürmische Heiterkeit unter den Umstehenden hervorrufen.

Das „Tellerlaufen" besteht darin, daß jeder Preiswerber mit mit einem hölzernen, frei auf den Kopf gestellten Teller läuft. Der Teller wird belegt mit einer Anzahl runder, weißer Rüben oder kugeliger Rettige und nun gilt es gravitätisch sicher zu laufen, um die leichtbewegliche Ware nicht abzuschütteln, sondern mit ihr das Ziel zu erreichen.

Beim „Tabaklaufen" werden die Pfeifen frisch gestopft und

an der Auslaufstelle angezündet; nun sucht jeder Teilnehmer mit brennender Pfeife am Ziele anzulangen, eine Aufgabe, die ziemlich bedeutende Forderungen an die Lunge des Einzelnen stellt. Das Tabaklaufen erfolgt weiter in der Form, daß die Laufenden während des Laufes die Aufgabe haben, die frischgestopfte Pfeife in Brand zu bringen und mit der brennenden am Ziele anzulangen.

Das „Blindlaufen" besteht darin, daß den Läufern, nachdem sie vorher das Ziel fest ins Auge gefaßt haben, beim Laufen die Augen verbunden werden.

Ein Laufspiel der Mädchen ist das „Wasserlaufen", wobei dieselben ein nahe bis zum Rande mit Wasser gefülltes Schaff auf dem Kopfe tragen und ängstlich bemüht sind, das schwankende Element in seinen Grenzen zu erhalten. Auf dem Lande, wo die Leute gewohnt sind, viel und sicher auf dem Kopfe zu tragen, wird dieser Scherz hie und da ausgeführt. Wenn es nun dabei zu einer gründlichen, unfreiwilligen Taufe kommt, so erhöht das nur die Lust der Zuschauer. In ähnlicher Weise laufen auch die Buben, einen bis zur Hälfte mit Wasser gefüllten Weidling dabei in den Händen tragend.

Eine weitere Art des Laufens ist das „Stricklaufen", welches darin besteht, daß den Teilnehmern ein 3 bis 4 Meter langer Strick durch Umschlingung an einem Beine angehängt wird; so muß er nun laufen und zugleich das Hindernis mit sich schleppen.

Das „Schubkarren-Rennen" wurde in einer Form schon erwähnt, in der eigentlichen Ausführung erfolgt dasselbe in folgender Weise. Auf einem Schubkarren, hier auch Radelbock genannt, wird ein ungefähr 30 bis 40 Zentimeter langer Prügel gelegt, von etwa 10 Zentimeter Durchmesser. Jeder Teilnehmer am Rennen ist mit einem solchen Fahrzeug ausgerüstet. Nachdem alle in einer Reihe aufgestellt sind, beginnen sie auf ein gegebenes Zeichen dem Ziele zuzulaufen. Meist wird dazu ein holperiger, steiniger Weg ausgesucht und für jeden Preiswerber gilt als Bedingung, daß er mit dem Prügel auf dem Karren beim Ziele ankommen muß. Nach einigen Schritten aber wird bald der eine, bald der andere gezwungen zu halten, um sein teures Kleinod, den verlorenen Prügel wieder aufzuladen, um seinen Weg wieder aufs neue fortsetzen zu können. Selbstverständlich wirken diese Zwischenfälle sehr belustigend auf die Zuseher.

Daß diese Spiele ungemein tief in den Volksgeist eingedrungen sind, das beweisen auch die Namen gewisser Oertlichkeiten, die uns Dr. Aug. Prinzinger in seiner Abhandlung über „den vorchristlichen Sonnendienst

im deutſchen Südoſten“[1]) mitteilt, indem er ſchreibt: „Zu dem Volksſpiel gehörte auch der Wettlauf — woran die Namen Laufberg, Laufſeld, Rennanger (z. B. auf den Loferer-, Gotzen- und Roßfeldalpen und neben Hochfilling am Hagengebirge) erinnern.“

Ein uralter Brauch, der in den Dörfern Wals, Siezenheim, Viehhauſen, Gols, Liefering u. a. O. in Uebung iſt, iſt das „Hochzeitslaufen“. Dieſes nimmt folgenden Verlauf. Nach dem Hochzeitsamte geht zunächſt der Zug der Brautleute mit den Gäſten wieder zurück in das Gaſthaus. Kaum dort angekommen, ſtellen ſich ſchon die Laufbuben auf, es ſind dies junge Burſche, die am Hochzeitsmahle teilnehmen, alſo geladen ſind. Hierauf bewegt ſich der ganze Hochzeitszug zur Laufſtatt; die letztere iſt im Sommer eine abgemähte Wieſe, im Winter die Landſtraße. Der Ordner beim Laufen iſt der Hochzeitslader. Die Laufbuben ſind ohne Rückſicht auf die Jahreszeit barfuß und nur mit Hemd und Unterhoſe bekleidet, ſelbſt wenn es 8 oder 10 Grad Kälte hätte; manche von ihnen haben auch eigene Laufhoſen, welche ſich prall, trikotartig an den Körper anſchmiegen. Auf dem Kopfe haben ſie öfter ſchwarze, mit rotweißen Bändern und Maſchen geſchmückte Zipfelmützen.

Vor dem Ablaufen wird noch der von der Trauung übrig gebliebene Johanniswein getrunken; aus dem zinnernen Gefäß herausgeſchenkt, wandert das Glas von Mund zu Mund, — ſobald der letzte Reſt eingeſchenkt und ausgetrunken iſt —, wirft der Bube, der es gerade in der Hand hatte, dasſelbe in die Höhe und dies iſt das Zeichen zum Laufen. Mit Einſetzung aller Kräfte geht es dem Ziele zu, welches durch einen „Schab“[2]) Stroh bezeichnet iſt.

Der erſte der Sieger erhielt dann in früheren Zeiten von der Braut einen Kronentaler, der zweite vom Bräutigam einen Gulden.

Die Burſchen ſammeln übrigens auch unter den Hochzeitsgäſten und vertrinken dann gemeinſam den Erlös.

Auch bei goldenen Hochzeiten findet das Hochzeitslaufen ſtatt, nur mit dem Unterſchiede, daß an Stelle der Jungen alte Männer laufen.

Als heuer im Jänner die alten Kainzenbauernleute Sebaſtian und Maria Berger in Wals[3]) ihre goldene Hochzeit feierten, beteiligten ſich bei dem Wettlauf nur über 60 Jahre alte Männer. Dabei rangen vier Graubärte um die Siegespalme, welche ſchließlich dem 63jährigen Johann Huber, Wirt in Piding, zuerkannt wurde.

[1]) XX. Bd. d. Mitteil. d. Geſ. f. Salzb. Landesk.
[2]) Schütte.
[3]) Salzburger Chronik.

Höchſt originell iſt die Anrede des Hochzeitsladers bei Auflegung des Tellers für die Schüſſel-Laufer. Süß bringt ſie im Anhang zu ſeinen Salzburger Volksliedern, indem er erzählt: „Sitzen die Gäſte bei der Hochzeitstafel beiſammen, ſo nimmt der Hochzeitslader einen hölzernen Teller, ſteckt am Rande desſelben quer gegenüber ein Meſſer und eine Gabel, ſpannt ein rotes Band darüber, an deſſen Mitte ein Taler hängt. Er nähert ſich damit dem Brauttiſch, legt den Teller auf denſelben, tritt wieder etwas zurück, an ſeiner Seite ſtehen die Laufbuben, mit abgezogenem Hute ſpricht er:

„Vielgeliebte hochzeitliche Ehrengäſte! Gott g'ſeng euch euer Trinken und Eſſen, Gott g'ſeng euch euer Trinken und Bier, die armen Schüſſel-Laufer ſind auch hier, ſö ſeind geloſſen und geſprungen, iſt einer den andern entrunnen, der erſte hat ſö en Arm übaſchlunga, da anderte hat ſö an Fnaß übaſprunga, da dritt' hat ſö a Ripp aus'n Leib g'ſchröckt, den hab'n ma zon Bada g'ſchickt, mia hab'n mit den bedingt, daß ea Groſch'n und Batz'n nimmt; da Bada hat uns g'ſchickt auf Lauf'n, mia ſoll'n uns Rößl kauf'n, ſoll'ns Unglück aus'n Land führn und's Glück hearein, dös wa füar andare a Nutz'n und a da mein; da hab'n ma g'macht ein Anlang' an die ganze G'moan, ſie vamag vül meahr als vanar allvan. Gebts uns koa Kaibl odar a Kuah, mia hätt'n koan Stall dazua; gebts uns koan Halla oda Thala, mia kunt'n nit wexln oda außa geb'n. Zwölfar und Zwoanzga nehma allö füa voll an, mei vielgeliebte Hochzeiterin mach an guat'n Anfang, grüaß an guat'n Ausgang." — Der Hochzeitlader geht dann von Tiſch zu Tiſch und ſammelt ab.

Eisschiessen. — Plattenschiessen.

Das Eisschiessen.

Wenn der Winter allerorten ſein ſtrenges Regiment führt, dann kommt der Eisſtock zu Ehren, der im Laufe des Sommers ſeine Tage im Firſtkammerl ſtill verträumte. Das Eisſchießen iſt eine Lieblingsbeluſtigung unſeres Volkes in Stadt, Markt und Dorf; auf dem Teiche, auf der Straße oder auf künſtlich hergeſtellter Bahn wird es eifrig betrieben. Der Eisſtock ſelbſt ähnelt in ſeiner Form einem umgekehrten Pflaſtererſtuhl, die Scheibe iſt aus Eſchen-, Ahorn- oder Eichenholz gedrechſelt, hat einen Durchmeſſer bis zu 40 Zentimeter und iſt mit einem ſtarken Eiſenringe beſchlagen. Der Stiel „Zapfen" iſt entweder gerade

aufragend wie bei den österreichischen, oder kurz und nach rückwärts gekrümmt wie bei den bayrischen Eisstöcken.

Im Gebirge[1]) unterscheidet man weitere Arten der Eisstöcke. Der gewöhnliche heißt Eis- oder Kehrstock, weil er zum sogenannten „Kehrenschießen" verwendet wird, d. i. dem gewöhnlichen Eisschießen der zwei Parteien, von denen jede einen „Moar" und die ungerade zählende Partei auch einen „Hangauf" hat, der wie der „Moar" auch einen „Ritterschuß" besitzt.

Zur Zeit der Schneeschmelze wird mit kleineren, stark aufgebogenen Stöcken, den sogenannten „Gschlastöcken" geschossen. Diese werden am Boden noch mit Naturwachs überzogen, „gewichst", damit sie recht glatt werden.

Zum Werfen gibt es noch kleinere, mit starken Eisenringen beschlagene Stöcke, die „Wurf- oder Bauchruapenstöckl". Das Werfen ist mehr im Oberpinzgau, so z. B. in der Gegend von Neukirchen üblich.

Die gewöhnlichste Form des Eisschießens ist das vorerwähnte Kehrschießen. Die Teilnehmer bilden zwei gleiche Abteilungen (meist je 3 bis 5), welche entweder durch Karten oder Nummern ausgelost, oder auch durch das „Z'sammschießen auf das Hasel" bestimmt werden. Bei ungerader Schützenzahl bekommt der Besitzer der vorher bestimmten Nummer oder der betreffenden Karte oder der beim Zusammenschießen dem Hasel am nächsten Liegende den „Moar", d. h. er vertritt zwei Schützen im Schießen, Zahlen und Einkassieren. So stehen z. B. bei 9 Schützen auf Seite „weit" 5, auf „eng" dann der „Moar" mit 3 Helfern, was auch 5 Schützen gleich gilt. Bei jedem Spiel teilen sich nämlich die Teilnehmer in „enge" und „weite", welche Bezeichnung sich aus der Lage der Stöcke zum Hasel beim Zusammenschießen ergibt.

Das Interesse des Spieles dreht sich hauptsächlich um die nächste Entfernung des Eisstockes vom „Hasel". Wenn also „eng" anschießt, muß „weit" nachschießen und trachten dem Hasel oder der Taube näher zu kommen als der Gegner; gelingt ihm dies, muß „eng" mit dem gleichen Bestreben wieder nachschießen u. s. f., gelingt es ihm nicht, so muß von der gleichen Partei so lange geschossen werden, bis dem Gegner das Vorrecht abgejagt ist, (— wenn natürlich die Schützen reichen —) um dann diesem wieder das Ziel bieten zu können.

Das Vorrecht kann durch Wegschießen des feindlichen, Nachschießen des freundlichen Stockes, Verschießen des Hasels oder auch durch direkten Schuß mit dem eigenen Stock erworben werden. Ist bei einer Partei

[1]) Nach Mitteilung des Herrn Oberlehrer Feßmann-Aigen.

kein Schütze mehr vorhanden und das Vorrecht auf Seite der anderen Partei, so ist die betreffende „Kehr“ beendet, auch wenn auf Seite der gewinnenden Partei noch Schützen vorhanden wären.

In der Regel bilden bei dieser einfachen Spielart 5, beziehungsweise 3 Schuß, d. i. wenn jeder Schütze einmal schießt ein „Spiel“, gewöhnlich Kehr genannt, nach dessen Endergebnis die eine oder andere Partei zu zahlen hat.

Nachstehende Skizze veranschaulicht eine ganz einfache Kehr mit 6 Schützen.

■ = Hasel, ⊙ = eng, ○ = weit.

I.

Eng hat

„die ersten Sechse“.

II.

Weit hat auch Sechse

„Sechse, Sechse“.

III.

Eng hat „Neune“

„Neune, Sechse“.

IV.

Weit hat auch Neune

„Neune, Neune“.

V.

Die Kehr ist „aus“.

Eng hat gewonnen.

Gewinnt die gleiche Partei drei „Schuß“ nacheinander, wie z. B. vorstehend „eng“ auf I., III. und V., so ist das Spiel mit „sechse“, „neune“, „aus“ zu Gunsten derselben Partei beendet. Hat eine Partei sämtliche Kehren nacheinander gemacht, so sagt man, die Gegenpartei sei „geschneidert“ worden, hat die letztere wenigstens eine Kehr gewonnen, so ist nur der Ausdruck „verspielt“ am Platze.

Auch gibt es beim Kehrschießen verschiedene Spielarten, z. B. wird angenommen, daß das Spiel schon bei „neun“ beendet ist, dann entfällt das „Aus“. Hiebei ist die Kehr mit 2 beziehungsweise 3 Schuß bereits entschieden.

Eine weitere Spielart ist, daß alle dem Hasel am nächsten stehenden Stöcke einer Partei, innerhalb der Grenze des Vorrechtes eines Gegners je als zählender Schuß gilt; sohin nach Skizze III „eng“ schon aus hätte, weil 2 Stöcke „Schuß“ haben, deren einer für „neune“, der andere für „aus“ gilt. Wenn nach dieser Spielart z. B. beim ersten Schuß auf „sechse“ schon 3 Stöcke einer Partei „Schuß“ haben, so gelten die für „sechse, neune und aus“ und ist das Spiel mit einem Schießen zu Gunsten dieser Partei entschieden.

Eines der größten Eisschießen fand im Jahre 1892 in Zell am See statt. Dasselbe hat in treffender Weise Ritter von Strehle in den Mitteilungen des deutsch-österr. Alpenvereines beschrieben und wir gestatten uns, den Hauptinhalt jener Darstellung im kurzen Auszuge wiederzugeben. An dem Schießen beteiligten sich 200 Schützen aus allen Teilen Pinzgaus; als Preis war der Hengst Goliath, ein prächtiges Pinzgauer Zuchtpferd, für den Sieger im Präschießen ausgesetzt. Die Oberpinzgauer kämpften gegen die Mittel- und Unterpinzgauer, durch rote und weiße Abzeichen am Kleid und Stocke unterschieden sie sich; jede Partei zählte 100 treffliche Schützen. Die Führung jeder Partei hatte der „Moar“, dem zwei „Hänganf“ oder Adjutanten helfend zur Seite standen, sie hatten die Aufgabe, die Richtung, welche der Stock zu nehmen habe, durch Hüte oder Sacktücher zu bezeichnen, was umso notwendiger war, als die Bahn eine Länge von 100 Meter hatte und in dem Gewirr der Stöcke sich der einzelne Schütze unmöglich zurecht finden konnte.

Die erste Kehr gewannen die Oberpinzgauer, die zweite die Zeller, daher mußte noch eine dritte Kehr gemacht werden und da blieben wieder die Oberpinzgauer Sieger, so kamen sie in den Besitz des Goliath, außerdem erhielt jener Schütze, der für das Gewinnen einer Kehr einen ausschlaggebenden Schuß gemacht hatte, einen Dukaten.

Der vorgenannte Verfasser erwähnt, daß sich an das vorgeschilderte „Kehrschießen“ ein „Scharf oder Gradschießen“, ein „Weitschießen“ und ein „Weitwerfen“ anschloß; auch hier erlauben wir uns, den interessanten Ausführungen desselben zu folgen.

Beim „Scharf- oder Gradschießen“ wurden in einer Entfernung von 52 Meter von der „Stehmatz“, d. h. der Kerbe, wo der Schütze den Fuß einsetzt, drei Kugeln in senkrechter Richtung zum Schützen in

Abständen von je zwei Metern aufgelegt; es handelte sich nun dabei mit einem scharfen, geraden Schuß alle drei Kugeln wegzuschießen. Alle drei Kugeln trafen nur zwei Schützen, zwei hingegen mehrere.

Für das „Weitschießen" war die 100 Meter lange Bahn zu kurz, um deshalb ein künstliches Hindernis zu schaffen, wurde sie mit Asche und Sägespänne bestreut, dennoch erreichte ein Schütze eine Entfernung von 80 Meter.

Beim Werfen mußte der Eisstock so auffallen, daß er weitergleiten konnte, es wurde dabei mit einem 8 Kilo schweren Stock eine Strecke von 21½ Meter erzielt, während beim Werfen mit den leichten Stöcken (Mindestgewicht 1½ Kilo) 52·15, 46·80, 46.40 Meter als beste Leistungen aufschienen.

Eine weitere Spielweise, die zum Teil im Vorland gebräuchlich ist, besteht im „Kreisschießen". Da werden um das „Hasel" mehrere konzentrische Reife in das Eis geritzt und außerhalb des Kreises in der Richtung zum Schützen ein Eisstock aufgestellt.

Nun muß der Schütze, nachdem er vorher einen bestimmten Betrag etwa für 10 Schuß in die Kassa gezahlt hat, aus welcher Summe dann die Preise gemacht werden, mit seinem Stock den den Kreisen vorgestellten Stock in diese hineinschießen; auf welchem Kreis der letztere dann stehen bleibt, dessen Ziffer wird dem Schützen jedesmal gut geschrieben. Wer auf die gleiche Anzahl Schüsse die höchste Ziffer erreicht, der erhält den 1. Preis, der Nächstbeste den 2. u. s. w.

Sehr beliebt ist auch das „Mahlschießen", an manchen Orten auch „Knödelschießen" genannt. Dabei stehen sich die beiden Parteien meist aus zwei benachbarten Gemeinden oder Orten, oder Männer (verheiratete) und Buam (ledige), Alte und Junge, ja selbst Frauen und Jungfrauen einander gegenüber.

Die Salzburger Tagesblätter wissen oft bis weit in den März hinaus von solchen Schießen zu berichten, da bekämpften sich nach Strehle z. B. die St. Johanner und Großarler, St. Johanner, St. Veiter und die Goldegger, Lender, es schossen zu Niedernsill am 23. Februar 1889

die Niedernſiller, Uttendorfer, Stuhlfeldner und Mitterſiller gegen die Pieſendorfer, Kapruner, Brucker und Zeller.

Der Gewinn, um welchen es ſich in den meiſten Fällen handelt, iſt das „Eſſen“, welches vorher beſtellt und nach dem Schießen im Wirtshauſe eingenommen wird, wobei die Verſpieler den Gewinnern den Betrag hiefür zu erlegen haben. Außerdem wurde zwiſchen den einzelnen Schützen nebenbei meiſt noch um beliebige Beträge gewettet. Die Spielart iſt dieſelbe wie beim Kehrſchießen. An der Spitze jeder Partei ſteht der „Moar“, der den Anfangs- und Endſchuß jeder Partei macht und alle Anordnungen trifft. Beim Mahl gibt es ſehr oft Muſik und Tanz und häufig kommen auch verſchiedene „Gſtanzl“, die den guten oder ſchlechten Schützen gelten, zum Vortrage.

Das Plattenschiessen.

Dieſes iſt ein beliebtes Frühlingsſpiel, ſobald nur irgendwo die Sonne den Schnee weggeſchmolzen hat, ſo beginnt auf dieſem „aperen“ Fleck, der ſelbſtverſtändlich eben ſein muß, das Plattenſchießen. Es iſt ähnlich dem Eisſchießen und gelten auch die gleichen Spielregeln. Man wirft dabei mit flachen Steinen, Eiſenplatten, beſonders gern aber mit alten Hufeiſen nach dem „Hasl“ oder der „Taube“, die Partei, die dem letzteren am nächſten kommt, hat gewonnen. Wenn dann die Pflanzendecke mehr und mehr herauwächſt, hört auch das Spiel auf, wenigſtens in der Allgemeinheit. Auch dieſes Spiel iſt in die Sage eingedrungen, denn dieſe erzählt, daß es ſchon der Wildmann mit der Wildfrau am Frauenkogel in Großarl betrieben haben.

Das Bock-Schlittenfahren.

Das Schlittenfahren iſt in unſerem Lande ſeit der Urväter Zeit im Brauch; erſt in den letzten Jahren iſt hiefür der Tiroler Ausdruck „Rodeln“ mehr und mehr eingedrungen und es bildet ſich dieſes Wintervergnügen bei den Städtern immer ſportsmäßiger aus. Auf dem Lande gibt es wohl kein Haus, wo nicht mehrere Bockſchlitten in verſchiedenen Größen zu finden ſind, ſelbſt die primitivſte Form derſelben, der „Bredlhachi“ oder „Bredlhumpi“ fehlt nicht. Letzterer beſteht nur aus drei Brettern, einem quadratiſchen Sitzbrett von ungefähr 30 Zentimeter Seitenlänge und zwei kufenförmig geſchnittenen, anderthalb Dezimeter hohen

Seitenbrettern. Derſelbe iſt wohl nur für die Kleinſten beſtimmt, denn die Fahrt damit geht etwas langſam, dafür aber um ſo ſicherer. Der Schlitten iſt für den Gebirgsbewohner ein unentbehrliches Verkehrsmittel; ſchon die Schulbuben kommen von den hochgelegenen Berglehnen herab in ſauſender Fahrt zur Schule und kürzen ſich dadurch den nicht ſelten dreiviertel bis eine Stunde langen Weg auf wenige Minuten ab. In manchem Schulhaus ſieht man dann oft im Flur eine ganze Schlittenbarrikade aufgeſtellt.

Aber auch zum Bringen des Holzes aus dem Schlag des Bergwaldes oder des Heues aus den Stadeln der Bergmähder iſt der Schlitten unentbehrlich und es gehört die ganze urwüchſige Kraft der ſtämmigen Burſchen dazu, um denſelben auf glatter, häufig vereister Bahn glücklich zu Tale zu lenken. Wohl mißlingt auch manchmal die Fahrt und ein ſchlichtes Marterl am Stamme einer bemoosten Fichte erzählt dem Bergwanderer, wie hier ein blühendes Menſchenleben ſein trauriges Ende fand. Seltſam mutet es einem auch an, wenn man im Hochſommer z. B. im Auguſt auf einmal ein Bäuerlein mit einem vor einem Schlitten geſpannten Roß daher kommen ſieht. Sein Gütl iſt 2½ Stunden vom Markte entfernt und liegt ſchon ſo hoch, daß er das Geläute der Almkühe von der Höhe herab deutlich vernimmt; auf dem ſteil abhängenden Pfad leiſtet ihm nun der Schlitten viel ſicherere Dienſte als der Karren, um darauf Lebensmittel für die Woche wieder heimzubringen.

So wird der Landbewohner ſchon in der Jugend mit der Lenkung des Schlittens vertraut und es bildet das Schlittenfahren, Böcklreiten wie es auch in einzelnen Teilen des Gebirges heißt, eine beliebte Winterfreude von jung und alt. Eine ſeit alter Zeit gerne befahrene Strecke iſt die vom Türnberg nach Hallein; der Weg, zu dem man bergaufwärts eine Stunde braucht, wird in 10 bis 12 Minuten durchfahren. Seit das Schlittenfahren als Sport immer mehr ſich einbürgert, ſind häufig befahrene Bahnen von der Judenbergalpe nach Parſch und von Guggental nach Guigl, auch einzelne Strecken in dem Keſſel zwiſchen Hallein und Berchtesgaden werden hiezu eifrig benützt.

Das Boanschlittenfahren.

Die Fahrt mit dem Beinſchlitten oder wie er mundartlich genannt wird „Boanſchlitten“ iſt auf den Trumer-Seen bei Mattſee zu Hauſe.

Der Schlitten besteht aus einem nahezu rechteckigen Fußbrett von ungefähr $^1/_2$ Meter Länge und 24 Zentimeter Breite, die 4 Dezimeter hohen Ständer tragen das vorne schmälere Sitzbrett. An der Unterseite sind zwei starke Röhrenknochen angebracht, welche, an Stelle von Eisenschienen ein rasches Fortgleiten am Eise ermöglichen, dazu gehören ferner noch 2 Stackelstecken von 1 m 2 dm Länge.

Die Hauptsache[1]) beim Fahren ist nun, daß die Leitungsstäbe, um in gerade Richtung fahren zu können, gleichmäßig mit beiden Händen in das Eis gestoßen werden; will man rechts oder links lenken, so genügt ein kräftiger Stoß in der entsprechenden Richtung, freilich ist dabei nicht ausgeschlossen, daß einer hie und da mit dem Eise in unliebsame Berührung kommt. Die Schnelligkeit, die ein gewandter Fahrer mit dem Fahrzeug erreicht, ist eine ziemlich bedeutende, denn es ist immerhin möglich, eine Stunde Gehstrecke in 12 bis 13 Minuten zurückzulegen. Der Verkehr mit den „Boanschlitten" erfolgt zwischen den Orten Niedertrum und Mattsee, von Mattsee nach Seeham, vom Ueberführer Seestil nach dem Fischerdorf Fisching oder Anzing, von Obertrum nach Seeham u. s. w. Besonders zu beachten ist, daß man auf dem Eise liegende Hindernisse wie Schalen, Holzstücke u. dgl. geschickt umfährt und die Ein- und Ausflüsse der Mühlbäche sorgfältigst meidet, um nicht die Gefahr eines Einbruches herbeizuführen.

Kracheislaufen. Nasenstechen. Fröscheln.

Kracheislaufen in Mattsee.

Der Begriff Laufen setzt stets eine Tätigkeit voraus, die mit dem Spiele unzertrennlich scheint und doch ist das sogenannte Kracheislaufen[1]) mehr eine Sitte als ein Spiel, aber so eigenartig, daß es hier seinen Platz finden soll. Der Vorgang ist dabei folgender. Bei sehr schwachem, durchsichtigem Eise stellen sich die Teilnehmer, welche nicht alle Fischer zu sein brauchen, nahe im Röhricht auf und lugen aus, ob sie unter der Decke nicht Fische sehen. Ist dies der Fall, so werden diese so lange verfolgt, bis sie ganz betäubt, wie angewachsen unter dem Eise stehen bleiben. Hierauf wird das Eis mit der Fischerhacke aufgehackt und die Fische mit dem Fischbären herausgenommen. Daß dabei der eine oder andere unfreiwillig ein kaltes Bad nimmt, wird nicht so tragisch genommen, da man darauf gefaßt und die nötige Hilfe gleich zur Hand ist.

[1]) Nach Mitteilung des Silberarbeiters Herrn C. Rottmayr in Mattsee.

Digitized by Google

Das Nasenstechen.

Darüber berichtet Vierthaler in seinen „Wanderungen“. „In der Zeit zwischen Ostern und Christi Himmelfahrt versammeln sich die Salzarbeiter Halleins 80 bis 100 an der Zahl nachts um ein großes Feuer, stürzen sich auf ein gegebenes Zeichen halb entblößt mit einer brennenden Fackel in der Linken und einem eisernen Dreizack in der Rechten unter großem Geschrei in den Fluß[1]) und durchstechen die Fische, welche in jener Jahreszeit wegen des Laiches den ganzen Boden bedecken und vom Scheine der Fackeln geblendet sich nicht entfernen. Dieser Auftritt, welcher während der Nacht öfter wiederholt wird, erscheint bei dem Geschrei der Fischer, dem Dunkel der Nacht und den lodernden Fackeln von Ferne wie ein Gespenster- oder Feenspiel.“ — Der Nasenfang ist zwar auch heute noch üblich, doch nicht mehr in der Form.

Fröscheln.

Als Gegenstück zum Nasenstechen mag auch hier das Fröscheln, worüber ebenfalls Vierthaler in seinen Wanderungen schreibt, Erwähnung finden.

„Sobald der Schnee im Frühjahr zu schmelzen anfängt, ziehen die Frösche aus allen Seitentälern der Salzach zu und es beginnt ein Volksfest im Pinzgau, ähnlich dem Nasenstechen Halleins. Männer und Weiber, Knaben und Greise mit Puchseln in der Hand besetzen die Ufer des Flusses und fangen mit Netzen die quakenden Tiere, welche gern dem Feuer zuschwimmen, in unzähliger Menge. In ganz Pinzgau speiset man Frösche und zu tausenden werden sie nach Tirol und Salzburg versandt, wo sie für Leckerbissen gelten.“

Zur Ergänzung dessen wurde dem Verfasser weiters aus Uttendorf im Pinzgau berichtet: „Das Fröscheln ist heute noch hierzulande Brauch, doch möchte ich diese Beschäftigung mehr als Erwerbszweig, weniger als eine Art Volksfest bezeichnen. Nur die ärmere Volksklasse beschäftigt sich anfangs April, je nachdem die Witterungsverhältnisse sind, mit dem Froschfang, um durch den Verkauf der Froschschenkel einige Heller zu verdienen oder sich selbst eine billige Nahrung zu verschaffen. Der Fang geschieht bei einbrechender Dunkelheit, wobei eine Person die 1 m lange, brennende Puchl trägt und die andere, die dem Licht zustrebenden Frösche herausfängt.“

---

[1]) In die Alm, einem r. Zufluß der Salzach.

Das Aperschnalzen.

Im nordwestlichen Winkel des Salzburgerlandes, wo sich über die Saalach herüber noch ein Stück der bayrischen Hochebene einzwängt, ist der Sitz des Aperschnalzens oder, wie es die Bauern auch gern zu benennen pflegen, des „Faschingschnalzens“.[1])

Dieses nimmt seinen Anfang am Dreikönigstage nach dem Nachmittaggottesdienst und endet am Faschingdienstag. Die Bauernburschen eines Dorfes, z. B. Siezenheim, flechten sich zu dem Zwecke 5 bis 6 m lange Peitschen aus dünnen, gedrehten Seilen und versehen sie am Ende mit einer gelb- oder rotseidenen Quaste (Posch'n). Die Burschen stellen sich dann auf freiem Felde in langer, gerader Linie oder in ausgedehntem Kreise auf, damit keiner der Peitsche des Nachbars zu nahe kommt.

Die Schnalzerei erfolgt in folgender Ordnung. Der erste in der Reihe, „Aufdraher“ genannt, schwingt die Peitsche dreimal um den Kopf und schreit „aufdrah'n“. Nachdem er 1, 2, 3 gezählt, zieht er mit kurzem Ruck die Peitsche an, worauf ein Knall entsteht, nicht unähnlich dem eines Pistolenschusses. Der Aufdraher hat übrigens die leichtere Peitsche, die nicht so laut knallen darf, als jene der übrigen, damit der letzte in der Reihe, der sogenannte Baß, es an der Schallstärke von den anderen unterscheidet. Der Baß ist der kräftigste Mann unter den Schnalzern, seine Peitsche ist am längsten und knallt auch am tiefsten. Der Aufdrahrer muß auf den Baß achten und sobald die Peitsche des letzteren knallt, hat er wieder einzusetzen, so hört man gleichsam eine Skala vom schwächsten zum stärksten beziehungsweise tiefsten Knall. In einiger Entfernung, namentlich beim Vorhandensein eines Echos, macht sich das Knallen ganz hübsch und erinnert unwillkürlich an das Geplänkel bei einer Gefechtsübung.

Die Peitsche, die am meisten Takt hält und am tiefsten knallt, geht als Sieger hervor. Der Rhythmus des Schnalzens dürfte der $^6/_8$ Takt sein und jeder Knall einer Sechzehntelnote entsprechen. Am besten klingt dasselbe, wenn 7, 9 oder 11 Schnalzer sind, dabei wird bemerkt, daß je gefrorener der Boden ist, desto weiter es auch gehört wird; so machten die Siezenheimer Schnalzer vor vielen Jahren einen Ausflug nach Guggental und als sie dort oben schnalzten, wurde es in Siezenheim deutlich vernommen. Es ist dies in Luftlinie eine Entfernung von nahezu 8 Kilometern, freilich sind dort die Terrainverhältnisse dem Zurückwerfen der Schallwellen in westlicher Richtung besonders günstig.

[1]) Nach Mitteilung des Herrn Schulleiter Eckschlager in Siezenheim.

Schnalzen alle Teilnehmer gleichzeitig, was aber in der Ausführung sehr schwierig ist, so nennt man dies einen „Basch".

Das Schnalzen dauert niemals lange, denn es erfordert einen ungeheuren Kraftaufwand; will es einer überhaupt zu der nötigen Fertigkeit bringen, so muß er es schon als Bub ordentlich geübt haben, man sieht daher bereits die 10 bis 15jährigen Buben fleißig ihre 2 bis 3 m langen Peitschen schwingen.

Nach dem Schnalzen wird in das Gasthaus gegangen, um die Müdigkeit zu verscheuchen und sich wieder zu kräftigen, dabei zahlen ihnen gern die anwesenden, fremden Gäste einige Liter, wofür sie dann einen Extra-Schnalzer erhalten.

Auch Ausflüge veranstaltet der Baß in die umliegenden Orte, so von Siezenheim nach Wals, Gols, Himmelreich, Liefering, Maxglan, Rott, Feldkirchen, Ainring u. s. w. Sind die Schnalzer von einem Nachbarort angesagt, so empfangen sie die im Orte mit fröhlichem Knallen, hierauf wird Aufstellung genommen und um die Wette geschnalzt, um zu zeigen, wer den besten Baß besitzt; solche Besuche werden oft nur deshalb unternommen, um zu erkunden, wo der kräftigste Baß zu finden sei.

Diese Sitte findet sich außer im nördlichen Teile unseres Heimatlandes auch im Lungau wieder. Hübner schreibt darüber: „Bei Eingang des Frühlings, sobald die Witterung den Austrieb des Viehes gestattet, beginnt das „Apachschnalzen" der Hirten. Dies geschieht mittelst 4 bis 5 Klafter langer, dicker aus Hanf gedrehter Peitschen, die sie mit beiden Händen über dem Haupt vielmal im Kreise schwingen, ehe der Knall erfolgt und womit sie, wenn sie einmal recht im Schwunge sind, rechts und links im ordentlichen Takt Knall auf Knall fällen, so daß Berg und Tal in weiten Strecken davon wiederhallen. Diese Belustigung, welche den ganzen Sommer auf den Alpen dauert und erst im Spätherbste mit dem Heimtriebe des Viehes in die Ställe beschlossen wird, ist mit der äußersten Anstrengung der Leibeskräfte, welche nicht selten darunter Schaden leiden, verbunden."

Die Bemerkung Wallmanns in seinen „Kulturhistorischen Streifzügen", daß dem ernsten, verschlossenen Lungauer das Apachschnalzen das Jodeln ersetze, ist ebenso charakteristisch als treffend.

Eierscheiben und Eierklauben.

Eierscheiben.

An einer Bank oder einem Tiſch werden zwei Rechen ſo angelehnt, daß deren Stiele möglichſt enge aneinander parallel laufen, während das Ende derſelben mit den Zinken nach aufwärts auf dem Boden aufſteht. Die Eier werden dann nach den Stielen hinabgelaſſen und es gilt dieſelbe Regel wie beim Kugelſcheiben der Buben, nämlich „beckt und g'ſpannt".

Eierklauben.

Bei dem Volksſpiel kommt es darauf an, welcher von den beiden Teilnehmern an dieſem Wettſtreit ſeine Aufgabe zuerſt fertig bringt. Der eine hat ſich nämlich unter ſteter Aufſicht an einen entfernten Ort zu begeben und von dort wieder zurückzukommen; während der andere von einer gewiſſen Anzahl Eier, die in beſtimmten Entfernungen von einander in einer Linie auf den Boden liegen, ein jedes einzelne beſonders holen und in den Korb legen muß. Der Sieger erhält die Eier.

Hahnschlagen.

Dieſes Spiel, das einen grauſamen Charakter hatte, gehört der Vergangenheit an; nach Hübner ſcheint es mehr im Gebirge als im Flachlande verbreitet geweſen zu ſein. Es wurde dabei ein Hahn mit einem Fuß durch eine Schnur an einen Pfahl gebunden, ſo, daß er um denſelben herumlaufen konnte. Der Schläger, dem man vorher die Augen verband, erhielt einen Stock in die Hand und mußte darnach trachten, den Hahn durch einen Schlag auf den Kopf entweder zu töten oder wenigſtens zu betäuben. Er jagte das arme Tier herum, um aus deſſen kreiſchenden, geängſtigten Schreien die Richtung zu erkennen, wo es ſich befinde; dorthin richtete er ſeine Hiebe, bis es ihm zufällig gelang, dem grauſamen Spiel ein Ende zu machen. Wem dieſer Schlag glückte, der erhielt den ausgeſetzten Preis.

Seewettfahren.

Von einem Wettfahren der Schiffer iſt auf den Seen im nördlichen und öſtlichen Gebiete unſeres Landes nichts bekannt, denn die von Sommergäſten veranſtalteten Regatten ſind nicht hieher zu rechnen, wohl aber ſchreibt J. B. Egger in ſeinem Büchlein „Zell am See“, welches anfangs der ſechziger Jahre erſchien, folgendes: „Zuweilen hält man auf dem Zellerſee auch ein Seerennen, um die beſten Fahrer kennen zu lernen. Mehrere Schiffer ſtellen ſich am jenſeitigen Seenfer mit ihren Schiffchen in gerader Reihe auf und auf ein gegebenes Zeichen fahren ſie dann zugleich ab. Jener Schiffer, der zuerſt ankommt, erhält den Preis.“

Der Maibaum.

Der Kirchturm und der Maibaum ſind die weithin ſichtbaren Wahrzeichen eines Salzburger Flachlandsdorfes. Der letztere wird alljährlich am erſten oder zweiten Sonntag im Mai unter nicht geringer Arbeit und Anſtrengung der Burſchen aufgeſtellt; dabei ſpielt die Muſik ihre lieblich flotten Weiſen und ſteht der Baum endlich eingeſchüttet und eingekeilt ſenkrecht da, dann folgt eine Salve aus den ſchweren Prangerſtutzen, daß rollend das Echo von den Gehängen nachhallt. Den Maibaum treffen wir in Liefering, Wals, Maxglan, Grödig, Oberalm, Glaſenbach, Anthering und vielen andern Orten; die Buben ſetzen einen Stolz darein, einen möglichſt hohen Baum zu beſitzen. Derſelbe iſt eine geſchälte Fichte, aber nicht ein einziger Stamm, ſondern zweimal geſchäftet, damit erreicht er eine Länge von 20 und mehr Meter. Gegen die Spitze hin wird er immer dünner und dieſe ſelbſt iſt mit einem grünen Fichtenwipfel, von dem ſchmale, bunte Bänder im Winde flattern, geziert. Hie und da ragt über den Wipfel noch ein aus Blech geſchnittener Hahn. Am dünneren Ende ſehen wir dann einige den Stamm umfaſſende Rundkränze; dieſe ſind aus grünem Fichtenreis geflochten, mit Woll- oder Papierblumen geziert und mit Draht befeſtigt. Dann folgen mehrere andere Attribute, die des Baumes Zier bilden; zunächſt zwei ausgeſtopfte, bäuerliche Puppen, der „Hanſel“ mit der Zipfelhaube oben, die „Gretel“ im Kopftuch unter ihm, hierauf ein kleines, aus Holz gedrechſeltes Faß, der Rechen mit der Senſe oder auch noch mit dem Dreſchflegel gekreuzt und endlich die aus Blech geſchnittene Jahreszahl, die zwiſchen zwei vom Baum abſtehende Leiſten eingerahmt iſt.

In verſchiedenen Abſtänden ſind kleine rotweiße und ſchwarzgelbe Zierfähnchen eingefügt. Dazwiſchen aber hängen, leicht befeſtigt, zwei, drei oder vier Beſtfahnen; deren Fahnentüchlein iſt Seide, außerdem trägt jede ein kleines Lederbeutelchen mit einigen Silbermünzen, wenn die letzteren nicht blank auf die Fahne aufgenäht ſind.

Nun geht es an das Baumkraxeln. Eine Schar vierzehn- bis ſechzehnjähriger Buben ſteht hiezu ſchon bereit, alle in der ſicheren Hoffnung, ſich ein ſo blinkendes „Beſt“ zu holen; doch ſo leicht iſt das Ding nicht. Rock, Hoſe und Weſte, wie Schuhe und Strümpfe werden abgelegt. Jetzt fängt einer an; feſt ſtemmen ſich die Schenkel gegen den Stamm, mit aller Kraft heben und halten die Arme und ſo gelingt es ihm, 3 bis 4 m hoch zu kommen, da macht er eine kleine Pauſe und „rutſch“ geht es unter dem Gelächter der Zuſchauer wieder zur Erde herab. Der Baum iſt nämlich ungeheuer glatt, indem er im erſten Drittel ordentlich eingeſeift wurde, um das Klettern zu erſchweren. Die Buben tauchen die Hände wohl in Staub, Aſche, Sand u. dgl., um doch wenigſtens einigen Halt zu gewinnen. Gar manche wagen noch einen Verſuch, um erfolglos und und blitzſchnell wieder zur Erde zu ſauſen. Endlich gelingt es einem unter lautem Zurnf der Leute die Höhe des erſten Fähnchens zu erreichen, dieſes auszuziehen und ſtolz mit ſeiner Beute fährt er herab, wo ihn lebhafter Beifall empfängt. Dies reizt aber wieder andere, ihre Kräfte zu verſuchen, immer ſtürmiſcher werden die Rufe der Menge: „Laß nöd nah! Nöd auslaſſen! Hab dö! Hat's ſchon!“ und ſo wird ſchließlich auch das dritte und vierte Fähnchen herabgeholt.

Bemerkenswert iſt, daß in Betreff des Maibaumes häufig eine gewiſſe Eiferſucht zwiſchen der männlichen Jugend benachbarter Dörfer beſteht, die es notwendig macht, daß der zum Aufſtellen hergerichtete Stamm von den Burſchen zwei Nächte vorher bewacht werden muß, denn es iſt ſchon öfters dageweſen, daß er von den Buben des Nachbardorfes geſtohlen wurde, was natürlich für die andern den herbſten Spott nach ſich zieht, insbeſonders, wenn ſie den Verſuch unterließen, den Baum zurückzuholen.

Eine eigentümliche Weiſe des Maibaumſetzens erzählt Zeller aus der Gegend am Aberſee in der Berliner Zeitſchrift für Volkskunde (1902). Dort wird in aller Stille eine ſchöne Fichte von 15 bis 20 Burſchen nächtlicherweile gefällt, freilich ohne Wiſſen des Beſitzers. Entrindet, abgeäſtet und von den Mädchen mit Kränzen, Fähnchen und anderem Zierat aufgeputzt; zugleich werden alle Spuren des nächtlichen Treibens möglichſt vertilgt. Der Baum wird dann vor einem alleinſtehenden Wirts-

haus oder dem Hause einer Dorfschönen heimlich aufgestellt, so daß am nächsten Morgen die Bewohner sich überrascht sehen und sich des schönen Baumes erfreuen.

Daß die Sitte des Maibaumsetzens und des damit verbundenen Baumkletterns schon ziemlich alt ist und sogar gewisse Verbindlichkeiten darauf ruhten, davon bringt Hübner eine bezeichnende Bemerkung, indem er schreibt: „Alljährlich bringen zwei Berchtesgadener Untertanen zwei Maibäume nach Hallein, die dann auf dem Pflegerplatze aufgestellt werden; die Berchtesgadner erhalten dafür 3 Schilling Pfennige."

Wenn auch dieser Brauch in der Stadt verschwunden ist, so dürfte er übergegangen sein auf die Errichtung des Maibaumes auf der Spitze des schroffen, über 800 m hohen Barmsteines oberhalb der Brauerei Kaltenhausen; dieselbe geschieht immer am 1. Sonntage des Mai, um 12 Uhr mittags.

Das Lebzeltenhacken.

Der Lebzelten oder Lebkuchen ist eine Leckerei, die sich im Gebirge einer großen Beliebtheit erfreut; bei jedem ländlichen Markt werden Unmassen davon gekauft und dann zu Hause oft lange Zeit aufbewahrt, um bei passender Gelegenheit aufgetischt zu werden. Insbesonders ist der Lebkuchen, ähnlich wie das Butterbrod mit Butter bestrichen, eine besondere Aufmerksamkeit, die hie und da auf den Almen dem fremden Gaste erwiesen wird.

Aber auch zum Spiele wird der Lebkuchen benützt, denn bei Kirchweihfesten oder auch im häuslichen Kreis ist das Lebzeltenhacken gebräuchlich. Dasselbe besteht darin, daß ein sehr zäher Lebzelten auf einige Hiebe mit dem Beile durchhauen werden muß. Die Sache ist nicht immer so einfach, als es scheint, da die Masse sich häufig wie Kautschuk umbiegt und an den Rändern des Beiles klebend haftet, was als Verlust des Spieles angesehen wird. Nachdem mit dem Vorgang fast immer eine Wette verbunden ist, so gesellt sich zum Spiele auch der Ernst.

Im Flachgau wird das Lebzeltenhacken am Frouleichnamstage in Aigen geübt. Zwar benützt man hiebei nicht den breiten, brettchenförmigen Lebkuchen, sondern die schmalen, ungefähr 2 Zentimeter hohen Kreuzerstücke. Mit einem eigenen kleinen Beil wird der Kuchen der Länge nach mit zwei Hieben durchhauen. Wem das Kunststück auf zwei Hiebe gelingt,

der kommt dadurch in den Beſitz des Lebkuchen; im Falle des Mißlingens zahlt er dem Gegner 2 Heller. Das letztere iſt übrigens häufig der Fall, viele hauen daneben oder hacken ſtatt ſchön durch die Mitte, wie es verlangt wird, eine Ecke weg u. ſ. w., bei andern bleibt wieder, wie ſchon erwähnt, ein Stück am Beilchen hangen und da nur 2 Hiebe gemacht werden dürfen, ſo muß ſchon der erſte gelingen. Am ſicherſten hacken immer Zimmerlehrlinge und Gehilfen, dieſe bringen meiſt eine hübſche Anzahl von Lebkuchen zuſammen.

Sonnwendfeuer.

Am Vorabend des Johannestages lodern im ganzen Lande hunderte von Feuern auf; auf Bergen und Felsköpfen, wie auf ebenem Felde werden ſie entzündet, das Volk nennt ſie zumeiſt Johannesfeuer, weniger gebräuchlich iſt die Bezeichnung Sonnwendfeuer. Die vielen Berg- und Ortsnamen, welche Dr. Prinzinger in ſeiner Abhandlung über den „vorchriſtlichen Sonnendienſt im deutſchen Südoſten“[1]) anführt, geben Zeugnis davon, wie tief dieſer Brauch im Volke wurzelt. Es gibt eine Anzahl Sonnwendberge, -kogel, -ſteine, -bühel, -lehen, -peunten, ferner Simetsberge und Simetskogel, Feuerhörner, -kogel und die ſehr zahlreichen Feuerpalſen und Feuergüter, die Brennbühel, Brennkogel, weiter die Feuerſangberge-, -lehen, -wieſen und -güter weiſen gleichfalls auf dieſe Sitte. Von allen dieſen ſchreibt der vorgenannte Verfaſſer: „Dieſen Bergen und Büheln, Gütern, Alpen und Wieſen iſt gemeinſam, daß die hochgelegenen einen großen Umblick und gleichzeitigen Einblick in die umliegenden Täler, die niedrigern den Ueberblick des Tales, in dem ſie liegen, gewähren; denn hier brannte, wie aus dem Namen zu ſchließen, je nach der Jahreszeit und Witterung höher oder tiefer, an den der Sonne geweihten Tagen, (am Sonnabend und Sonntage) und zu den Sonnwendzeiten das heilige Feuer, das Sinnbild des wohltätigen Tagesgeſtirns.“

Während des Tages ſchleppen die Buben ſchon das Holz an die Feuerſtelle, alte Beſen, die abgedorrten Praugſtauden, Klaubholz und Scheitholz wird zu einem mächtigen Stoß aufgetürmt. In manchen Orten ſteckt man, leider jetzt immer ſeltener, eine mit Stroh umwundene Stange in den Stoß, die am obern Ende eine in Lumpen gehüllte und

[1]) XX. Bd. d. Mitteil. d. Geſ. f. Salzb. Landesk.

mit Stroh ausgestopfte Gestalt trägt. Bei Eintritt der Dunkelheit wird der Holzstoß entzündet, züngelnd lodern die Flammen empor und verzehren die Puppe, greller Feuerschein leuchtet weit hinaus in die Gegend und fröhliches Treiben entwickelt sich überall, denn sobald das Feuer ziemlich niedergebrannt ist, beginnt das Feuerspringen; gesprungen wird meist paarweise über das Feuer. Daß der Brauch des Sonnwendfeuers auch in der Stadt einst heimisch war, darüber schreibt Zillner in dem Werke „Die österr.-ungar. Monarchie", Band Salzburg-Oberösterreich folgendes: „Im XVI. Jahrhundert zündete man die Sonnenwendfeuer noch auf dem Hauptplatze der Stadt Salzburg an und 1568 zahlte die Stadtkammer für das „Sunwendtfeuer auf dem Protmarkte 5 Gulden, 2 Schilling, 10 Pfennig."

Im Pongau und Lungau ist mit dem Sonnwendfeuer zugleich auch das „Scheibenschlagen"[1]) verbunden. Dasselbe ist nur dort möglich, wo von der Hochfläche, auf der das Feuer brennt, eine Lehne steil abfällt.

Am Rande der Fläche ist ein etwa meterhoher Pfahl eingerammt und auf demselben vom Boden aus ein Holzladen schräg aufgenagelt. Der Scheibenschlager hat eine mehrere Meter lange, am Ende dünnere Haselnußstange; das letztere steckt er in das Loch der Scheibe, die aus einem Fichtenladen gebohrt ist, geht dann zum Feuer und entzündet sie, bis sie ganz in Flammen gehüllt ist. Hierauf tritt er an den Rand der Fläche und schwingt kreisend die Scheibe in der Luft, bis sie vollständig durchglüht erscheint und nun schlägt er sie kräftig auf den Laden auf, so daß sie abspringend im weiten Bogen wie ein leuchtendes Meteor in die Tiefe fliegt, dabei sagt er zugleich seinen Scheibenspruch. Die gewöhnliche Form des Scheibenspruches, wie er z. B. in Dorfgastein üblich, ist folgende:

„Sonnwendscheib'm schein,
Wenns schön ist
Soll's dem (der) N . . . sein!

Dabei wird der Name genannt, dem oder der der Scheibenschläger die im Sonnenwend- oder Johannsfeuer glühend gemachte Holzscheibe widmete, so z. B. Vater, Mutter, Lehrer ꝛc. ꝛc.

Die Scheiben werden schon im Winter vorgeschnitten; so sollen vor mehreren Jahren die Burschen in Muhr im Lungau gegen 300 Scheiben zum Schlagen vorbereitet haben.

In der Umgebung Radstadts rollen sie übrigens auch Feuerräder über die Lehnen hinab.

---

[1]) Mitteilung des Herrn Fachlehrer Greiderer.

Das Preberschiessen.

Das Scheibenschiessen am Prebersee.

Am Nordoſtrande des Lungaus, als Grenzberg zwiſchen Salzburg und Steiermark, erhebt ſich der 2741 Meter hohe Preber, zu deſſen Füßen eingebettet in ziemlicher Höhe zwiſchen Lercheck und Waldſchober der romantiſche Preberſee liegt.

An ſeinen Ufern ſpielt ſich zu Zeiten ein Schauſpiel ab, das wohl nicht leicht ſeinesgleichen hat, es iſt dies das eigenartige Preberſchießen. Dasſelbe wird bei beſonders freudigen Gelegenheiten, wie Hochzeiten, Jubiläen, patriotiſchen Anläſſen von den Bewohnern Tamswegs veranſtaltet; abgeſehen von den dabei gebrauchten verbeſſerten Waffen, verläuft das Schießen heute noch ſo, wie es Kürſinger vor mehr als 50 Jahren geſchildert hat.

Am Morgen des Feſtes wimmelt es auf allen einſamen Steigen, die von der Tiefe herauf zum See führen, von fröhlichen Schützen, Geiſtlichen, Beamten, Lehrern, Bürgern und Bauern. Die Büchſe über die Schulter, den Schießranzen umgehängt, eilen ſie herbei von St. Michael und Mauterndorf über den Kamm des Leſſachtales, von Tamsweg, Maria-Pfarr, Ramingſtein über Heiden kommend, während die ſteiriſchen Schützen über Seetal oder von der Krakauer Seite die waldigen Höhen überſtiegen.

Auf einem freien Platze zwiſchen den Lärchenbäumen ſteht ein mit Ochſen beſpannter Wagen mit Fäſſern und Eßwaren beladen. Schützen von Steiermark und Lungau liegen und ſtehen in Gruppen umher, während fröhliche Jauchzer die Ankunft neuer Trupps melden.

Vorne am See da „duſchts“ ſchon, Schuß auf Schuß und der Zieler juchezt ſich ſchier heiſer, wegen der vielen tief im Schwarz ſteckenden Schüſſe.

Hart an den mit würzigen Alpenkräutern durchwobenen Saum des Sees ſteht eine höchſt einfache Schießhütte, für den Schützen am Schlecker und Haupt ſo hergerichtet wie's auf ſolcher Höhe nur ſein kann.

Daneben ſteht der lange Tiſch mit den Einſchnitten zum Schußzeug für Büchſe und Ladung. Gegenüber am andern Ufer des Sees ſind die Scheiben auf einer vorſpringenden Landzunge aufgeſtellt, ihr Bild widerſpiegelnd im ruhigen See.

Auf dieſes Bild im Waſſer zielt der Schütze und nimmt das tiefe Schwarze im Waſſerſpiegel feſt ins Korn. Es knallt und drüben am Lande hinter der Scheibe hebt ſich der öſterreichiſche Doppeladler plötzlich in die

Höhe, ſchüttelt ſeine Schwingen und Böllerſchüſſe verkünden, daß ein tüchtiger Schütze das eiſerne Näglein im Schwarzen durchſchoſſen. Der Zieler erſcheint, es iſt alles nur das Werk eines Augenblicks, ſchaut in die Scheibe, ſchaut nach dem Adler, ſchaut nach dem Schützen, kratzt ſich hinter den Ohren und als hätte ihn der Schlag gerührt, bricht er zuſammen. Da rafft er ſich wieder auf, ſpringt um das Scheibenpferd, umreitet drei- bis viermal die Scheibe, wirft Pferd, Haube und Zielrute von ſich und in die Klänge der Muſik miſcht ſich der laute Jubel der anderen Schützen. Sie begrüßen den Wackeren, der ſtumm, den Arm auf den Kugellauf gelehnt, ſich des glücklichen Meiſterſchuſſes freut. Neben dem Stande auf einer hohen rotweiß bebänderten Stange flattern wie zum Gruße die ſeidenen Preisfähnlein, mit glänzender Münze behangen.

Als die Sonne ſich mehr dem Untergange neigte, da knallten die Schlußſchüſſe, unter rauſchendem Trompetenſchall wurden die Gewinſte verteilt und mit einem biederen Händedruck und „Pfüat Gott“ ſchieden die Schützen, um noch vor Einbruch der Nacht über die gefährlichen Steige hinweg zur Taltiefe zu gelangen.

Strohschiessen.

Bei Zimmerſchützen-Geſellſchaften wird im Faſching ſehr oft mit einem der wöchentlichen Schießabende ein „Strohſchießen“ verbunden. Jeder Schütze hat für einen vorher beſtimmten Wertbetrage einen „Schützenfortl“ (den Gewinſt) zu kaufen und dieſen in Stroh verpackt zum Schießen mitzubringen. Die Feſtſcheibe wird von einem Unparteiiſchen angeordnet, indem auf irgend einem beliebigen Punkte derſelben, ein kleines Nägelchen als Zentrum geſchlagen wird, von welchem aus dann ſpäter die einzelnen Schußweiten bemeſſen werden. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird die Vorderſeite dieſer Scheibe mit einem glatten oder auch bemalten Papier verdeckt, dieſes Deckblatt nach rückwärts zugeklebt und die Scheibe in der Form dem Schützenmeiſter übergeben, ſo daß weder dieſer, noch ein anderer Schütze weiß, auf welcher Stelle ſich das Zentrum befindet. Jeder Schütze gibt daher nur auf gut Glück ſeinen Schuß ab. Sind ſämtliche Schüſſe abgegeben und jeder mit ſeiner Schützennummer auf der Scheibe verſehen, ſo wird das Deckblatt abgenommen und die einzelnen Schüſſe ihrer Güte und Entfernung nach be-

meſſen. Mancher der den beſten Schuß gemacht zu haben glaubte, kratzt ſich hinter den Ohren, wenn er nun gerade das Gegenteil von dem ſieht, was er gehofft und mancher Hoffnungsloſe geht als Sieger hervor.

Nun kommt es zur „Preisverteilung“. Alle Strohfortel liegen in ihren verſchiedenſten Umhüllungen vor und der beſte Schütze darf als „Erſter“ ſeinen Gewinſt ausſuchen, dann der Zweitbeſte u. ſ. f.

Jeder Preisträger ſteht wieder wie beim Schießen vor einem Rätſel, da er nicht zu beurteilen vermag, was der Strohmann in ſich birgt. Mit Neugierde wählt nun jeder, packt vorſichtig aus und meiſtens fehlt es nicht an Lachſalven beim Anſichtigwerden des Gewinſtes ob deſſen komiſchen Charakters. Nicht ſelten freut ſich auch der Letzte, dem die Wahl am leichteſten gemacht iſt, oft noch mehr als ſeine Vorgänger über den geheimnisvollen Inhalt des von allen Bevorzugten verſchmähten Strohknäuels.

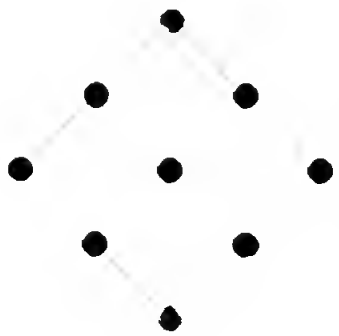
Kegelſcheiben.

Eine der beliebteſten Unterhaltungen iſt das Kegeln[1]), an welchem ſich alles ohne Unterſchied der geſellſchaftlichen Stellung in ſeinem Kreiſe gerne beteiligt. Selbſt das beſcheidenſte Landgaſthaus hat ſeine Kegelbahn und fröhliche Kegler finden ſich gern des Abends dort ein; ununterbrochen hört man dann das dumpfe Rollen der Kugel, den klatſchenden Ton der fallenden Kegel und das gellende Jauchzen des Aufſetzbuben. Mit wichtiger Miene tritt der Kegler, wenn die Reihe an ihn kommt, an den Mittelladen, benetzt beide Handflächen, dreht die Kugel herum, tritt etliche Schritte zurück, bückte ſich, mißt, wiegt und fängt an zu ſchwingen, nun ein letzter Schwung und ein Ruck und die Kugel ſauſt rumpelnd hinaus zu den neun Kegeln, von denen 8 an die Wand fliegen. Der Bube draußen jauchzt und der geſchickte Scheiber wird von allen Seiten beglückwünſcht, denn er hat einen Naturkranz geſchoben, d. h. er hat alle 8 Kegel, die den mittleren umgeben, auf einen Schub geſchoben; dieſer zählt teils 18, teils 24 wie es eben ausgemacht wurde. Da nun ein ſolches Ereignis in der Geſchichte der Kegelbahn unvergeſſen bleiben ſoll, ſo malt ein Schriftkundiger mit Kreide einen Kranz an den Dachladen der Kegelſtatt und ſchreibt dazu z. B.: „Stefan Högler, Naturkranz 23. 6. 1897“. Scheibt man aber auf mehrere Schübe die 8 Kegel um den mittleren weg, ſo daß dieſer allein ſtehen bleibt, ſo heißt dieſe Figur

[1]) Nach Mitteilung der Herren Schmid u. J. Perreiter.

Kranz und zählt 12; liegen alle Kegel ſo zählen ſie 9, wurden aber alle 9 auf einen Schub geſchoben, ſo zählen ſie 27.

Die gebräuchlichſten Formen des Spieles ſind folgende.



1. Das Abſcheiben. Die Kegelſcheiber teilen ſich in zwei Rotten oder zwei Partien z. B. durch Ziehen von roten und weißen Nummern oder dgl. Die Kegel ſtehen in Form eines übereckſtehenden Quadrates. Jeder Scheiber hat 3 Schübe; nur muß der folgende das wegſcheiben, was ſein Vorgänger ſtehen gelaſſen und erſt nachdem vollkommen abgeräumt iſt, werden die Kegel wieder aufgeſetzt. Die Differenz wird nach drei Umgängen in Hellern oder Kreuzern bezahlt.

2. Eine Abänderung des Abſcheibens wird jedoch häufiger gepflegt, indem jeder Scheiber drei Schübe macht; doch für jeden zu ſeinem erſten Schub die Kegeln wieder aufgeſetzt werden, ſo daß er, wie es heißt, in „die vollen“ kommt. Hat er jedoch auf 1 oder 2 Schüben abgeräumt, oder einen Naturkranz oder Kranz erlegt, ſo müſſen ihm zum 2. oder 3. Schub die Kegel neu aufgeſetzt werden, damit er in der Zahl der Schübe nicht verkürzt werde.

3. Preisſcheiben. Hier kommen die roten und die weißen Nummern wie früher, in ein Säckchen und jeder Scheiber zieht ſeine Nummer bis rot 1 und weiß 1 gezogen iſt. Die Scheiber mit 1 ſind die Führer ihrer Partei und ſtehen an der Tafel obenan. Dann wählt rot einen Scheiber, hierauf weiß 1, dann wieder rot 1, hierauf weiß 1 u. ſ. w. Daraus erſieht man, daß die Führer zuerſt die beſten Scheiber wählen und zuletzt die ſchlechteren zu ſtehen kommen. Jeder Scheiber zahlt vor Beginn des Spieles einen Betrag von 4 oder 5 Kreuzern und aus der Summe dieſer Beträge werden halb ſoviel Preiſe gemacht als Scheiber ſpielen. Sind z. B. 40 Kreuzer eingegangen und 8 Scheiber vorhanden, ſo iſt der I. Preis 15 Kreuzer, der II. 12, der III. 8 und der IV. 5 Kreuzer, ſo daß der letzte Preis ſeinem Einſatz entſpricht. Hierauf beginnt das Scheiben und für jeden Scheiber werden die Kegel aufgeſetzt wie im Spiele 2.

An der Tafel wird dann folgendes Bild entſtehen.

Umgänge.

Name	Rot:				Weiß:				
A.	14	8	9	31	S.	16	7	9	32
G.	12	7	13	32	T.	12	14	12	38
K.	6	5	8	19	Li.	8	9	8	25
L.	7	9	5	21	R.	7	6	6	19
	39	29	35	103		43	36	35	114

Partei-Differenz 11

S steht dem A gegenüber Differenz 1
T „ „ G „ „ 6
Li „ „ K „ „ 6
R „ „ L „ „ — 2

Differenz der beiden 1. beträgt 11 + 1 = 12
„ „ „ 2. „ 11 + 6 = 17
„ „ „ 3. „ 11 + 6 = 17
„ „ „ 4. „ 11 — 2 = 9

Diese Differenzen werden zwischen je zwei gegenüberstehenden Scheibern ausgeglichen.

I. Preis T mit 38 Kegeln.

II. und III. Preis S und G rittern mit je 32 Kegeln.

IV. Preis A mit 31 Kegeln.

Beim Rittern ist ein Schub in die vollen entscheidend.

4. Lavenett. Jeder Scheiber zahlt einen Betrag von 20 oder 30 Kreuzern und aus dieser geschaffenen Kassa wird der Scheiber nach jedem Schub gezahlt. Die Zahl der Kegel zählt, wenn der erste dabei ist, um eins mehr, denn dieser zählt für 2, sonst aber zählen sie einfach. Jeder bekommt soviele Kreuzer als er Kegel geschoben hat. Nach jedem Schub wird aufgesetzt. Ist der Kassastand schon sehr nieder, 10 bis 15 Kreuzer, so zählt die Zahl der Kegel in beiden Fällen mit oder ohne ersten Kegel einfach. Scheibt ein Scheiber gegen den Schluß der Kassa mehr Kegel als der Kassastand Kreuzer enthält, so zahlt er soviel Kreuzer darauf, als er die Zahl der Kreuzer überschoben hat; dies dauert solange bis der Kassastand genau Null wird.

5. Schanzeln oder Besserscheiben. Jeder Scheiber zahlt vor Spielbeginn 2 Kreuzer, 5 Kreuzer oder mehr und jeder scheibt einen Schub in die vollen. Der am meisten geschoben, zieht die Kassa ein. Wird der beste Scheiber von einem zweiten oder eventuell dritten Scheiber eingestellt, d. h. scheibt der zweite oder dritte Scheiber ebensoviel wie der beste, so zahlen jene, die weniger geschoben haben nach, und das Spiel beginnt von neuem, bis endlich ein Scheiber am meisten geschoben hat,

6. Das „Umi[1]-Scheiben" ist ein Nebenspiel beim sogenannten Schanzeln. Nachdem jeder Scheiber seinen bestimmten Betrag in die Schanz gesetzt hat, gibt es noch einen Sonderbetrag mit der Bezeichnung „a Fünferl oder Zehnerl[2]) umi". Dabei hat jeder Scheiber demjenigen seiner Spielgenossen das Fünferl, oder was als „umi" gilt, zu zahlen, der mehr Kegel scheibt als er, bekommt aber auch von jedem, der weniger scheibt als er diesen Betrag. Scheibt einer z. B. 5 Kegel, so zahlen ihm die, welche 0, 1, 2, 3 oder 4 Kegel geschoben hatten, während er an die mit 6, 7, 8 und 9 Kegel zahlen muß. Wenn also ein Scheiber nach dieser Spielweise allein 8 Kegel macht und die anderen alle weniger, so gewinnt er vor allem die „Schanz" und bekommt von jedem Mitspieler den Betrag für „umi". Fehlt einer allein, so verliert er seinen Teil an der „Schanz" und muß an jeden Scheiber, der nicht auch gefehlt hat, den „umi"-Betrag zahlen.

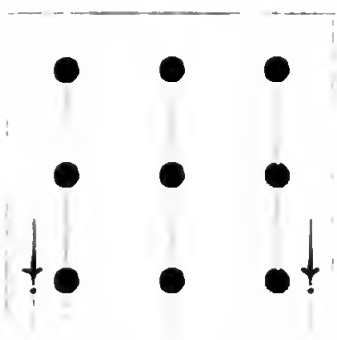
7. Totscheiben. Die Scheiber werden hier nicht in zwei Rotten geteilt, sondern die Nummern ergeben die Reihenfolge der ersteren. Jeder Scheiber hat einen Schub zu machen; Preise belohnen wieder die guten Treffer, die jede Kugel auf den Mittelladen aufzulegen haben. Es sind wieder halb soviel Preise als die Zahl der Spielenden beträgt. Der erste scheibt in die vollen Neun, trifft er aber nur 2 Kegel, so bekommt er einen Strich. Der zweite scheibt wieder auf die noch stehenden Kegel, trifft er, so ist er gut, trifft er nicht einen Kegel, bekommt auch er einen Strich. Je weniger Kegel nun stehen, desto schwieriger ist es für den Scheiber, insbesonders dann, wenn nur noch 1 oder 2 Kegel stehen, die eventuell durch einen Schub geschoben werden können. Trifft er nicht, bekommt er einen Strich, trifft sein Nachfolger den einen oder beide Kegel, so daß er abräumt, bekommt der Vorgänger wieder einen Strich, bis ein Scheiber nach dem andern seine 4 oder 5 Striche hat und dann

[1]) Hinüber.
[2]) 10 und 20 Heller.

nicht mehr mitſcheiben darf. Sie ſind tot und müſſen gewöhnlich in luſtiger Runde eine Trauerhymne anhören. Endlich ſind dann nur mehr ſo viele Scheiber als Preiſe da ſind, die in der Reihenfolge zur Verteilung kommen.

8. Das Schmaraggeln, Platzkegeln oder Bühnkegeln, wird ebenfalls an manchen Orten geſpielt. Dabei werden ſehr große Kugeln benützt, die aber mehr geworfen als geſchoben werden. Die Spieler teilen ſich gleichfalls in zwei Parteien; die Kugel wird dabei in einer Entfernung von ungefähr 4 bis 5 Meter von den vier Seiten aus geworfen. Die Kegel ſtehen daher hier nicht in einer gedeckten Bahn, ſondern inmitten eines freien Platzes. Spaur in ſeiner „Reiſe durch Oberdeutſchland" teilt hierüber ſeine Beobachtungen aus dem Pinzgau in folgender Weiſe mit: „Ihre ſchweren Kegeln ſtehen einige Zoll in die Erde gegraben in einer Entfernung von 2 Schuhen in 3 ganz geraden Linien von einander. Ihre Kugeln ſind nach dem Verhältnis jener nicht minder groß oder ſchwer. Eine geübte Kraft wird dazu erfordert, drei dieſer Kegel auf einen Wurf aus ihrer feſten Lage zu bringen. Doch ſah ich mehrere 4, aber nur einen 10 Kegel mit drei nacheinander geſchobenen Kugeln umwerfen."

Vereinzelt trifft man auch eine ſogenannte Wandkegelbahn an. Bei dieſer ſtehen die Kegel nicht in einem übereckſtehenden, ſondern mit der Wand parallelen Quadrate, und zwar ſo weit von der Wand entfernt, daß die große Kegelkugel noch ganz bequem zwiſchen den Kegeln und der Wand durchfinden kann, der Scheiber alſo ein Loch ſcheibt, was umſo leichter möglich iſt, als jede Kugel auf dem Mittelladen aufgelegt werden muß und niemals eine Kugel nach der Wand geſchoben werden darf. Der Scheiber bedient ſich daher des Anwandelns, d. h. er ſcheibt die Kugel nicht direkt auf den Kegel ſondern zuerſt an die Wand, ſo daß die Kugel von der Wand aus auf den erſten Kegel rollt und dadurch leicht die Möglichkeit geboten iſt, alle 3 Wandkegel auf einen Schub zu treffen. Die eine Partei ſcheibt nun fort bis jeder Scheiber ſeine 3 Schub gemacht hat. Erſt nachdem alle Kegel abgeräumt ſind, wird neu aufgeſetzt. Die Kegeldifferenzen werden nach 3 Umgängen in Kreuzern oder Hellern ausgeglichen.



Karten- und Würfelspiel.

Das Kartenspiel.

Hat der Bauer feiernde Zeit, ſo wird zu Hauſe und auch in den Gaſthäuſern gerne „gekartelt“, im Winter ſelbſtverſtändlich mehr als im Sommer; doch auch da gibt es Tage, daß man, wenn der Regen ununterbrochen herniederrauſcht, die Karten hervorſucht, um ſich beim Spiel die Zeit zu vertreiben. Im häuslichen Kreis iſt das Spiel ziemlich harmlos, denn man ſpielt dabei ſelten um Geld, meiſt um Nüſſe, Bohnen, Zwetſchkenkerne, ſelbſt um Schuhnägel. Immer und immer wieder hört man dann die gleichen Zwiſchenrufe, die uns Stelzhamer ſo unvergleichlich lebenswahr in ſeiner Dichtung „Da Spiellump“ mitteilt: „Draut ſö kaina, tues i!“ — „Und i a! Gi na he!“ — „Grüen!“ — „Kann nöt aſſi!“ — „Drumpf! — Drumpf! — Zwickt!“ — „Auweh!“

Es iſt eine ziemliche Anzahl von Spielen, die geſpielt werden, und zwar ſind es, ohne Anſpruch auf Vollſtändigkeit zu machen, folgende: Grünober, Schnapſen oder 66gerln, Raufen, Deutſch-Tarokieren, Walacheln oder Präberanzen, Laubbieden, Halbzwölfe, Stöckln, Mariagen, Trentione, Grüne Wieſe, Wadden, Zwicken, Kratzen, Färbeln, Eckeln, Einundzwanzig und Brandeln. Von den Spielen, die nicht mehr geſpielt werden, ſind zu nennen das Handeln und Hundern einſt in Ebenau, das Triſchacken, letzteres in Rauris gebräuchlich. Ueber ein merkwürdiges Spiel berichtet Hübner aus der Talgauer Gegend, indem er ſchreibt: „Unter die hier üblichen ſonderbaren Spiele gehört das ſogenannte „Kleineln“, wozu ſie eine eigene, ganz kleine Gattung Karten haben, welche bei den Kartenmalern deswegen auch die Thalgauer Karte genannt wird. Es iſt zum Teil ein Glücksſpiel, bedarf aber auch großer Aufmerkſamkeit und Spielkunde, doch beginnt dieſes Spiel allmählich aus der Uebung zu kommen.“

Faſt ganz in Vergeſſenheit iſt geraten das Spiel mit der Hexenkarte, das ſogenannte „Hexeln“. Das Spiel beſtand aus 32 Blättern; davon hatten 20 Figuren und die übrigen zeigten in großen, roten Ziffern die römiſchen Zahlen von I bis XII. Die Figuren trugen eine Ueberſchrift, deren Schreibung hier beibehalten wurde. Es waren folgende: 2 Blätter „Hex“, die eine ritt auf einen Beſen, die andere ebenfalls reitend, hatte einen Schlüſſelbund in der Hand, ebenſo waren die übrigen figuralen Blätter doppelt; „Gaſthaus“ auf dem einen Blatt ſtand „Einkerth“, auf dem andern „Auszahlt“; „Narr“ zwei Harlekinsgeſtalten; „Täller“, dieſelben auf einem Polſter ruhend mit angegliedertem Rokokoornament; „Miau“, die eine Katze roſa mit zinnoberroten Tupfen, die

andere blau; „Wurſt“, Geſtell mit 2 Reihen übereinanderhängender Würſte, nach oben durch eine Bandſchleife abgeſchloſſen; „Glas“, becherförmige Gefäße auf einer Platte ſtehend, die von einem muſchelartigen Ornament getragen wird; „Hott“, das eine Pferd blau, das andere weiß gefärbt mit roter Schabracke; „Pfeif,“ papageiähnliche Vögel in phantaſtiſcher Zeichnung und bunter Färbung; „Werda“, Soldaten in Pandurentracht mit Krummſäbel und Karabiner.

Das Hexenſpiel[1]) wurde in folgender Weiſe geſpielt: „Zu dieſem Spiele iſt eine Geſellſchaft von mindeſtens 4 Perſonen erforderlich, die ſich bis zu 20 erſtrecken kann, jedoch darf ſich die Zahl der Mitſpielenden über 20 nicht erhöhen.

Man formiere eine Rundgeſellſchaft, mache mit der Kreide auf den Tiſch einen Kreis und verteile für jeden Mitſpielenden einen langen Strich, je nachdem die Geſellſchaft das Spiel in die Länge ziehen will, auf 10 bis 12 Querſtriche, gebe an, um welche Intereſſen man ſpielen will, um Nüſſe, Bohnen, Spielmarken oder Geld.

Man kann den Betrag erhöhen wie man will und die Zahl der Querſtriche auch vermindern, um die Partie ſchneller zu beendigen.

Man nehme das „Hexel“-Spiel, miſche ſelbes gut, gebe jeden Mitſpielenden ein Blatt und lege die übrigen Karten beiſeite, wobei jedoch Haupt- und Anrufsblätter als: Pfeif, Einkehrt, Auszahlt, Hott, Werda und Miau als die Hauptblätter zu bemerken ſind. Man beſichtige das erhaltene Blatt; enthält ſelbes Teller, Glas, Würſte, Narr, Hexe oder die niederſten Zifferzahlen, ſo ſind ſelbe zum Tauſchen geeignet. Man tauſcht immer mit der links ſitzenden Perſon jene Blätter, welche im Spiele die mindeſten ſind. Hat man hingegen ein Anrufsblatt, ſo verbleibt man mit ſelbem — „ich bleib“. Die Reihenfolge der Blätter iſt: Pfeif, überhaupt das höchſte Blatt, Halt oder Werda, Miau, Einkehrt, Auszahlt, Hott, dann die römiſchen Zahlen von XII bis I, die minderwertigſten Blätter ſind: Würſte, Teller, Glas, Narr und Hexe.

Wird man zum Tauſchen aufgefordert und man hat eines der Anrufblätter, ſo ruft man dem Auffordernden den Namen des Blattes entgegen, dann hat der Angerufene einen, beim Pfeif (hier wird tatſächlich gepfiffen) jedoch zwei Striche zu löſchen.

Wenn Niemand mehr zu tauſchen hat, werden die Karten aufgelegt,

[1]) Die Spielregel verfaßt von der Kartenmalerin Preiſinger wurde von Herrn Rich. Düringer dem Verfaſſer freundlichſt zur Verfügung geſtellt und teilweiſe durch Herrn Kontrollor A. Buchgraber ergänzt.

und hat der Beſitzer der ſchlechteſten Karte einen, der Beſitzer einer Hexe aber zwei Striche zu löſchen.

Der zum Tauſchen Aufgeforderte muß immer tauſchen, wenn er nicht ein Anrufblatt hat und der Angerufene kann ſeinen Verſuch beim zweitnächſten Nachbar machen u. ſ. f.

Jede mitſpielende Perſon, welcher alle Querſtriche ſchon gelöſcht wurden, hat keinen Anteil mehr am Spiele. Iſt jedoch noch eine unter den Mitſpielenden, welche noch alle Striche hat, ſo kann man ſich nach Belieben einkaufen, bekommt aber um einen Strich weniger als beim Beginne des Spieles.

Jene Perſon, welche zuletzt die meiſten Striche hat, gewinnt die Partie."

Paſchen.

Mit dieſem Worte bezeichnet man im allgemeinen das Würfelſpiel. In den meiſten Gaſthäuſern trifft man den Lederbecher mit den beinernen Würfeln; beſonders beliebt iſt das Wein auspaſchen. Der Paſch iſt ein Wurf, bei welchem auf 2, 3 Würfeln überall gleichviel Augen obenauf zu liegen kommen, z. B.: 4, 4, 4 = 12 und gilt als Paſch doppelt ſo viel = 24.

Das Herbſtalſpiel iſt ein Spiel mit einer beſonderen Art Würfel; es wird mit 6 Würfel geſpielt, von welchen jeder nur auf einer Seite eine Zahl hat, in der höchſten Zahl kann aber nur 21 geworfen werden.

Perchtenlauf und Perchtentanz.

Im Glauben des Volkes erſcheinen einzelne der alten Göttinen als milde Helferinnen im häuslichen Leben, insbeſonders wird Freya, die Gattin Wodans, als eine ſolche angeſehen. Sie lebt fort unter dem Namen Holda oder Holle, aber auch als Perchta, die Prächtige, Glänzende. Dieſe Doppelform für ein oder dieſelbe mythiſche Geſtalt iſt ſehr bezeichnend. Sie tritt zutage zunächſt im Glauben, hier die milde, liebliche Erſcheinung Holdas, dort jene der abſchreckenden, ſtrafenden Perchta; noch mehr aber tritt dieſer Gegenſatz in Sitte und Brauch hervor.

Holda iſt vor allem Brunnenfrau; daß die Kinder aus den Brunnen, aus Bächen z. B. aus der Salzach geholt werden, wird im Volke ziemlich allgemein den Kindern erzählt. Sie iſt auch die ſpinnende Frau, das

Gedeihen des Flachſes ſteht unter ihrem Schutz. So erblickte[1]) das Bauernmädchen, das an einem heiterem Wintertag den Untersberg hinanſtieg, auf einmal eine wunderſchöne, weißgekleidete Frau, die auf dem friſchgefallenen Schnee Flachsbündel ausbreitete. Die geheimnisvolle Frau rief das erſchrockene Mädchen zu ſich und ſprach: „Nimm, mein Kind! und löſe Dir die Bündel hier zu Deiner Hochzeitsſteuer“. Gehorſam erfüllte das Mädchen den Auftrag, die weiße Frau aber war verſchwunden, ehe das Kind nur ein Wort des Dankes ſagen konnte. Als es zu Hauſe dann die Schürze öffnete, fielen ſtatt der Flachsbündel eitel Perlen und Edelſteine heraus.

Holda tritt auch als weiße Frau dem Menſchen entgegen. Nach der Sage wandelt ſie geräuſchlos im weißen, faltenreichen Kleide durch Gänge, Türen und Kammern der Feſte Hohenſalzburg und die Wachen ſtehen beklommen, wenn die weiße Frau durch die alte Feſte zieht. Aber auch an andern Orten iſt ſie geſehen worden, ſo auf der Weyerburg bei Bramberg und in den Trümmern der Ruine Wartenfels bei Thalgau.

In der Percht dagegen zeigt ſich uns das Bild der Göttin viel entſtellter als in Holda. Sie wird ſtets als ein kleines, ſteinaltes Weiblein geſchildert mit glänzenden Augen, langer Adlernaſe und verworrenen Haaren. Sie trägt einen langen, zerlumpten Kittel, einen Schlüſſelbund an der Seite und zerriſſene Schuhe.

Ein Kinderreim aus der Flachau, welcher lautet:

„Döſcht ob'n auf'n Bergei is a Zittabirch'n,
Und a oahornats Weibi tuat Bandlwirkn“,

dürfte auf die Geſtalt der Percht Bezug haben. Jedenfalls iſt dieſe Auffaſſung ſehr verſchieden von der Anſchauung Simrocks in ſeinem Handbuch der Mythologie, in welchem er ſagt: „Berchta iſt im Salzburgiſchen eine ſchöne Erſcheinung, ſie trägt ein himmelblaues Kleid mit einem Schellenkranz“.

In den Rauhnächten hält Perchta ihren Umzug[2]). Es erwacht die Ahnung ihres rückkehrenden Reiches und in den Winterſtürmen ſtreut ſie Segen für das nächſte Jahr. Auf ihren Zügen zeigt ſie ſich oft nachts an Kreuzwegen dem einſamen Wanderer; ſie winkt ihm freundlichſt zu und hält ihm ein ſchwarzes Tuch vor. Nimmt der Wanderer das Tuch an, dann ſtirbt er noch im gleichen Jahr, ſchlägt er aber ein Kreuz und ſpricht:

[1]) Nach Freyſauff „Salzburger Volksſagen“.
[2]) Freyſauff „Volksſagen“.

„Frau Pert, Frau Pert,
Wirfs Tüchel um d'Erd!"

ſo kehrt Glück und Segen ein in ſein Haus. Zeigt ſich Frau Pert in einem Stall, dann bricht gewiß unter dem Vieh eine Krankheit aus. Nur das übers Kreuz geſteckte Johanniskraut oder der durchlochte Trudenſtein halten den Dämon ab.

Auch die Percht erſcheint als Spinnfrau, denn in der Thomas-, Chriſt- oder Neujahrsnacht, oder am hl. Dreikönigabend kommt ſie in die Nähe der Häuſer, ſchaut zum Fenſter herein oder guckt durch den Kamin auf den Herd herab, ſieht nach Spindeln und Spulen und ſtraft die Faulen und Saumſeligen durch das Aufſchneiden des Bauches und Anzünden der hineingeſteckten Haarwickeln.

Wie Holda iſt Percht auch Kinderfrau, aber in der ſchlimmeren Bedeutung, ſie ſammelt die ungetauften Kinder um ſich und zieht an deren Spitze durch das Land. Eine ſehr bezeichnende Sage aus dem Munde einer Achtzigjährigen beweiſt, wie tief vorerwähnter Glaube im Volke wurzelt. Dieſe erzählt[1]): „Ein Mann und ſein Weib begegneten einſt der Frau Percht mit ihrer namenloſen, ungetauften Kinderſchar und verbargen ſich während des Zuges derſelben in einem Gebüſch neben der Straße, konnten aber aus Neugierde nicht unterlaſſen, durch die Zweige hinaus zu ſpähen. Da ſahen ſie dann, wie ein ganz kleines Kindlein dem Zuge nachhinkte und kaum imſtande war, demſelben zu folgen. Da ſagte der Mann zu ſeinem Weibe: „Ui Jegal, ſchau's an dös kloan Regal wie's nachi hatſcht". Schnell drehte ſich das Kind um, kam auf ihn zu und dankte ihm für ſeine Erlöſung. Gleich darauf ſchwebte es mit lichtem Glanz zum Himmel. Er hatte unbewußt, indem er ſagte „dös kloan Regal", gleich die kleine Regina, dem Kinde einen Namen gegeben und ſo dasſelbe erlöſt." Daher hört man hie und da die Meinung, wenn man der Perchtl unterwegs auf ihrem Zuge begegnet, ſo muß man das letzte Kind benennen, dann iſt deſſen Seele erlöſt und die Perchtl dankt für die Guttat.

Frau Percht wurde durch Opfer und beſondere Feſtlichkeiten gefeiert, daher beſtand auch einſt in unſerem Lande die Sitte der Speiſenopfer, um die Göttin zu verſöhnen. Hübner erwähnt, daß man in Pinzgau am Bachltag, d. i. der Weihnachtsvorabend, von jeder Speiſe einen Löffel voll auf einen Zaunpfahl oder auf das nahe Feldgitter legt, um es dem Wind als Opfer zu weihen. Bemerkenswert iſt ferner auch, daß nach

[1]) Salzburger Alpenheim 1898.

Prinzinger in unserem Gebirge das Weihnachtsbäumchen den Namen Berchtelboschen oder Bächelboschen erhält.

Der Glaube an die Percht findet sich im ganzen Gebiete der Ostalpen, wie im daranstoßenden Bayern selbst über die Donau hinaus und zugleich knüpft sich in irgend einer Form stets eine volkstümliche Sitte daran, sei es z. B. als Perchtgang wie in Bayern oder als Perchtjagen wie in Kärnten; aber in ureigenster Weise findet der Perchtenkult doch nur seinen Ausdruck im Perchtenlauf und Perchtentanz unseres Heimatlandes, dem vielleicht das Schemen- oder Huttlerlaufen Tirols am nächsten kommt.

Soviel auch über die Percht schon geschrieben wurde, besser als der Benediktiner Beda Weber hat dieselbe noch niemand gekennzeichnet; er weiß das dunkle Empfinden des Volkes diesem elbischen Wesen gegenüber in das richtige Licht zu stellen. Nach ihm bedeutet „Perchta oder Percht eine unheimliche von übermenschlicher Kraft und Begeisterung gehobene, bald Grauen und Furcht, bald ungemeine Anziehungskraft zum Guten und Bösen verbreitende Gestalt. Solcher Wesen gibt es zweierlei Arten, gute und böse, beide in der Mitte zwischen Menschen- und Geisterwelt gestellt, die ersteren mit Wohlwollen, die letzteren mit Ungunst und Feindschaft dem Menschen nahend, außerordentlich empfindlich gegen gutes und böses Benehmen der Leute gegen sie. Unbild verscheucht die Guten augenblicklich und reizt die Bösen zur Wiedervergeltung. Ihre Schadenlust ist aber nur in gewissen Verhältnissen den Menschen gefährlich, wo er sich nämlich durch eine moralische Blöße in den Zustand des Unrechtes versetzt hat. Sie wohnen nicht bei den Menschen, gehen aber zu gewissen Zeiten, namentlich vom Anfang des Advents bis zum Fest der hl. Dreikönige an den Menschenwohnungen vorüber, mehr hör- als sichtbar, aus unbekannten Wohnstätten hervorbrechend mit Geheul und Lärm, durch trügerische Laute lockend, auf bekannte Geistersprüche an Vertraute Antwort erteilend, auch unbekannte Verbrechen strafend. Wer von ihnen eines Frevels wegen Unglimpf erlitten, kann nur von ihnen geheilt werden und sie tun es nur am nämlichen Orte, in ähnlichen Verhältnissen, zur nämlichen Zeit, oft gar erst dann, wenn die nämliche Ordnung im Kalender wieder einbricht.

Im Menschen wohnt ein natürliches Doppelgefühl gegen sie, Furcht und Sehnsucht zugleich, Furcht vor ihrer Unheimlichkeit, Sehnsucht nach ihren außerordentlichen Kräften.

Man sieht, die Perchten sind Wesen der Volksmythologie, eine Art Mittelschaft zwischen dem Menschen und dem Geschicke, zwischen dem

Guten und dem Böſen, zwiſchen der Vernunft und Willkür, gewiſſermaßen die Perſonifizierung der ſinnlichen und natürlichen Triebe und Neigungen in jeder Menſchenbruſt.

Kein Wunder, daß die öſtlichen Völker baiwariſchen Stammes auf den Einfall kamen, ſie nachzuſpielen, ganz in der Art und Weiſe, wie der Begriff von ihnen ſich feſtſtellt."

Dieſe Nachahmung der Percht im Spiel findet ſich bei uns ſowohl im Pongau und Pinzgau, wie auch ſehr verblaßt und nur noch Spuren von der urſprünglichen Bedeutung aufweiſend im Flachgau, während aus dem Lungau nichts darüber bekannt iſt.

Einer der größten Perchtenumzüge fand im Jahre 1892 in St. Johann i. P. ſtatt, nachdem dieſer Brauch auch dort 25 Jahre, ſeit dem Jahre 1867, geruht hatte.

Bei der Darſtellung dieſes Umzuges lege ich einen Aufſatz von Zdenko Anderle zugrunde, der im Jahre 1899 in der Zeitſchrift „Zur guten Stunde"[1]) erſchienen iſt, und welcher dieſen Gegenſtand in erſchöpfender Weiſe mit Hervorhebung aller wichtigeren Einzelheiten behandelt.

„Das Pongauer Perchtenlaufen beſchränkt ſich in ſeiner Weſenheit auf einen Umzug, der einerſeits ebenſo grotesk wie feierlich, anderſeits ebenſo komiſch auf den Beſchauer wirkt. Für dieſe wechſelnden Eindrücke ſorgen die „Schönperchten" gemeinſchaftlich mit den „ſchiachen" Perchten.

An dem Perchtenlaufen im Februar 1892 zu St. Johann i. P. beteiligten ſich ungefähr 20 ſchöne und über 100 wilde Perchten. Die mit unglaublicher Mühe, viel Zeit und Geldaufwand verbundene Zuſammenſtellung dieſes Aufzuges hatte der Vorſtand der Landgemeinde von St. Johann und wurden die ſchönen Perchten von den angeſehenſten Bauern dargeſtellt, wie überhaupt alle Darſteller dem Bauernſtande entnommen waren. Die Bürger des Marktes beteiligen ſich daran ebenſo wie die beim Perchtenlaufen erſchienenen Fremden nur als Zuſchauer.

Der Typus der Pongauer Percht iſt die Tafelpercht, eine ſogenannte „Schönpercht". Der als Perchtenläufer koſtümierte Bauernburſche trägt die ortsübliche Tracht, beſtehend aus dem kurzen, dunkelgrünen Lodenrocke, der ſchwarzledernen, mit grüner Seidenſtickerei verzierten Kniehoſe, den genagelten, ſchweren Bergſchuhen, dem roten Halstuch, weißem Hemde nebſt dem kielfedergeſtickten Ledergürtel. Die hiezu verwendeten, weißen, hohen Strümpfe nebſt dem blendend weißen Schurz, deſſen eine Zipfel an der rechten Hüfte in den Gürtel geſteckt iſt, vervollſtändigen jene. Auf

[1]) Mit gütiger Erlaubnis des Verfaſſers und des Verlegers „Deutſches Verlagshaus Bong u. Co." Berlin W. 57.

dem Kopfe trägt er den sonderbarsten Kopfschmuck, der wohl je erdacht wurde. Es ist dies die „Perchtenhaube“ oder auch „Perchtenkappe“.

Sie besteht aus einer hohen Kopfbedeckung von scharlachrotem Sammt, aus der ein nahezu zwei Mannshöhen messendes Holzgestell emporragt, welches aus zwei quadratförmigen Brettern besteht, welche, jedes auf eine der Ecken gestellt, übereinander angebracht sind. Eine rückwärts durchlaufende Eisenstange sichert die Verbindung und dient, passend hergerichtet, in ihrem unteren Teile als das auf den Achseln des Perchtenläufers ruhendes Traggestell der Perchtenkappe. Die Vorderseite der beiden Bretter ist mit scharlachrotem Tuch überzogen und mit allerlei Silber- und Goldschmuck, welcher auf jedem der Teile symmetrisch um den in der Mitte befestigten Spiegel gruppiert ist, aufs reichste verziert.

Eine ganze Sammlung von Taschenuhren, mit den dazugehörigen Ketten, alten Schaumünzen, reichgegliederten, vielgängigen Frauenhalsketten mit großen Schließen, silberplattierter Blätter, Metall- und Stoffblumen sowie aus Silberdraht gestickte Rosetten erhöht nicht nur die Pracht der Kappe, sondern bildet auch die Freude und den Stolz des Perchtenläufers, zugleich den Reichtum des Bauern den Zuschauern vor Augen führend. Die oberste Spitze der Perchtenkappe erhält allerlei passende Abschlüsse wie Sterne, Spitzen, Adler, Kronen u. s. w.

In ähnlicher Weise wie die beiden Bretter ist auch der Kopfteil der Perchtenkappe mit Silberschmuck verziert. Grellfärbige Seidentücher an den Verbindungsstellen zur Verkleidung dieser, ebenso grellfärbige, flatternde Bandbüschel an den Kanten beleben das höchst eigentümliche Gesamtbild. Die Rückseite der beiden Quadrate ist mit Leinwand überspannt, auf der in plumper Weise von einem ländlichen Maler die Almauffahrt dargestellt ist. Hoch oben an der Grenze des ewigen Schnees weidet eine Schafherde, ihr folgen auf dem aus der untersten Ecke in Schlangenlinien aufwärts ziehenden Weg die Rinder und schließlich die Pferde des Bauern, während dieser mit der Bäuerin seinem wandernden Reichtum vergnügt nachsieht.

Die linke Hand des Perchtenläufers ist in die Hüfte gestützt, in der rechten hält er einen entblößten Säbel. Es ist erklärlich, daß die „Schönperchten“ nur von reichen Bauern dargestellt werden können, denn der Gesamtwert des zum Putze der Perchtenkappe verwendeten Schmuckes stellt sich in manchen Fällen auf 600, selbst auf 1000 Kronen.

Jede Schönpercht wird von einem als Mädchen verkleideten Burschen — der G'sellin — begleitet. Die Verkleidung dieser letzteren wird von den Burschen so gelungen durchgeführt, daß die Betreffenden oft selbst

von ihren Verwandten nicht erkannt werden. Die G'ſellin iſt in der landesüblichen Mädchentracht gekleidet und benimmt ſich in der Tat ſo ſehr in der Art der ländlichen Schönen, daß in ihr niemand einen übermütigen Bauernburſchen vermuten würde. Sie trägt ebenſowenig wie die Schönperchт eine Maske vor dem Geſicht.

Wenn ſich alle Teilnehmer an dem Perchtenlaufen verſammelt haben, ſo ſetzt ſich der ſeltſame Zug unter Vorantritt einer Muſikkapelle in Bewegung.

Die Leitung des ganzen Umzuges liegt in den bewährten Händen des Schalknarren; dieſer vertritt beim Perchtenlaufen die bekannte Figur des Hanswurſt. Sein Unterleib ſteckt in dem Körper eines künſtlichen Pferdes; in der einen Hand hält er als Abzeichen ſeiner Würde einen mit Sand gefüllten Kuhſchweif, den er vornehmlich zum Auseinanderjagen der Leute verwendet. Ein von ihm getragener Schellkranz bildet eines ſeiner weiteren Abzeichen.

Dem Narren folgt der „Vortenfel". Er trägt ein Fellgewand und eine Hörnermaske.

Hinter dem Vortenfel ſchreitet in Geſellſchaft ſeiner Begleiterin — der G'ſellin — die Vorperchte. Es iſt dies die ſchönſte, reichgeſchmückteſte aller mitlaufenden Schönperchten.

Der Vorpercht ſchließen ſich in langſamen Zuge die Schönperchten mit ihren G'ſellinnen an. Dieſen folgt die „ſchiache" Percht mit ihrer Begleiterin; ſie geht mit ihrer G'ſellin allein. Sie iſt ebenfalls eine Tafelpercht wie die Schönperchten, doch beſteht deren Putz aus lauter „ſchiachen" Dingen, wie alten Fetzen, toten Vögeln, Mäuſen, Fledermäuſen und ähnlichem. Als Schluß dieſes erſten Teiles des Zuges ſchreitet wieder einer der Schönperchten in gravitätiſch feierlichem Schritte mit ihrer Begleiterin einher.

Die Schönperchten und die dabei eingeteilte „ſchiache Percht" verhalten ſich während der Dauer des Zuges ruhig, dafür bemühen ſich die übrigen Teilnehmer redlich, in dem von ihnen ausgeführten Lärmen, Schreien, Johlen, Pfeifen, Läuten u. ſ. w. das Möglichſte zu leiſten. Den Schönperchten folgen in zwangloſer Ordnung Jäger, Bärentreiber, Zigeuner, Wildſchützen, Teufel als Untergebene des Vorteufels, Ungeheuer der Unterwelt, Lappen, Soldaten, Bauern, Narren und viele andere, die ſämtlich maskiert ſind und in ihrer Geſamtheit vom Volke gleichfalls „ſchiache Perchten" genannt werden.

Sie tragen allerlei Juxgegenſtände, als: mehrere Meter lange Holzſcheeren, womit ſie es beſonders auf die Kopfbedeckung der Zuſchauer ab-

gesehen haben, ferner Pritschen, Stangen, Stöcke; selbst Spinnrädchen, Schleiferkarren, Radelböcke schleppen diese schiachen Perchten mit. An Lärminstrumenten fehlt es selbstverständlich auch nicht, unter diesen machen sich am meisten Almglocken, sowie größere Glocken, die von einigen auf eigens hiezu erbauten Kraxen mitgetragen und geläutet werden, dem Ohre bemerklich.

Ernst und feierlich ziehen die Schönperchten, lärmend und johlend die schiachen Perchten durch den Ort. Wo es der Raum gestattet, hält der Zug. Die Zuschauer bilden einen Kreis, die Schönperchten treten in denselben und tanzen mit ihren G'sellinnen, sich dabei, infolge ihrer schweren Perchtenkappen, nur langsam drehend.

Es herrscht vielfach die Ansicht, daß die Ponganer Perchten überhaupt nicht tanzen, eine Anschauung, die aber durch die Tatsache widerlegt ist.

Während die Musik zum Tanze aufspielt, tanzen, springen und hüpfen die „schiachen" Perchten, jede dieser für sich allein, zwischen den übrigen Teilnehmern herum und treiben ihre Späße.

Ist der Tanz beendet, so führt der Narr seine lustige Schar weiter, um sie am geeigneten Platze wieder tanzen zu lassen. So dauert das Perchtenlaufen oft manchmal den ganzen Tag; freilich hängt dessen Dauer nicht allein von der Länge des Weges, sondern auch von der Witterung ab.

Die Perchtenläufer fordern von den Zuschauern niemals irgendwelche Bezahlung, doch ist es Sitte, daß ihnen die bemittelteren der Zuschauer aus freiem Antriebe zur teilweisen Vergütung der entstandenen Auslagen Geldgeschenke zukommen lassen, die nachträglich zur Verteilung gelangen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Verhalten sämtlicher Teilnehmer während des Umzuges ausnahmslos mustergültig war; kein Mißton störte die allgemeine Fröhlichkeit."

In der Regel findet aber der Perchtenlauf in diesem Gau nicht in der geschilderten Form statt, sondern es treiben sich zur nächtlicher Weile meist nur die schiachen Perchten herum, und ich führe hiefür eine andere Quelle an, nämlich Fräulein Marie Eysn. Sie lieferte zur Charakteristik der Perchten im Jahrgang 1898 der Berliner Zeitschrift für Volkskunde einen höchst wertvollen Beitrag aus Rauris, indem sie die ihr gewordenen Mitteilungen eines alten Knappen veröffentlichte. Daraus erfahren wir, daß die „schiachen" Perchten stets nachts an den drei Donnerstagen des Advents liefen. Zeit und Weg wurden zu dem Zwecke schon vorher vereinbart. Als Lärmwerkzeuge führten sie mit die große Trommel, mehrere „Rumpelglocken", das waren große, gehämmerte Glocken in Kuhmaulform,

ferner eine große Zahl „Zinngiarss“, nämlich kleinere gegossene Glocken und am Gurt hatten sie „Rollen“, d. h. Schellen von 10—11 cm im Durchmesser. Sie waren vermummt mit schwarzen Schaffellen oder rupfener Leinwand und trugen die hölzerne Perchtenlarve vor dem Gesichte. Als besonders bezeichnende Personen des Zuges werden genannt die Lappin, stets dargestellt von einem Manne, und der Öltrager.

In ähnlicher Weise vollzieht sich der Perchtenlauf im benachbarten Pongau. Ein Großteil der Männerwelt eines Ortes, hauptsächlich aber die jungen, ledigen Burschen, oft 80 bis 100 an der Zahl, verabreden Tag und Stunde des Aufbruches. Sie verwandeln sich durch Schwärzen des Gesichtes, lange, wallende Bärte in „schiache“ Perchten und suchen sich durch Vermummung möglichst unkenntlich zu machen. Jauchzend und lärmend treiben sie sich dann von Gehöft zu Gehöft bis gegen Mitternacht herum. Dabei kam es schon öfter vor, daß die Perchten zweier Dörfer zusammenstießen und die Folge einer solchen Begegnung war eine blutige Rauferei, bei der es selbst Tote gab. So sollten die Wagreiner mit den Goldeggern in der Nähe St. Johanns zusammengetroffen sein; die Gegner lieferten sich eine förmliche Schlacht, bei der vier Teilnehmer ihr Leben verloren und heimlich an Ort und Stelle begraben wurden. Diese Gräber wurden später durch steinerne Kreuze bezeichnet, die heute noch auf dem Wege von St. Johann nach Wagrein bei der zweiten Brücke über die Kleinarler Ache am linken Ufer ins Auge fallen.

Ein ebensolches Perchtenkreuz findet sich auch nach Eysn „Über alte Steinkreuze in der Umgebung Salzburgs“ (Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1897) nächst dem Landsteg im Raurisertal. Dasselbe ist aus glimmerreichen Gneis und trägt die Jahreszahl 1553; auch dort soll nach der Überlieferung eine Percht darunter liegen, denn wie die Verfasserin erwähnt, wer im Perchtengewand mit der Teufelslarve erschlagen wird, darf im Friedhof nicht beerdigt werden.

Daß übrigens die Perchten auch ein Bündnis mit geheimnisvollen Mächten nicht scheuen, davon gibt folgende Gasteiner Sage[1]) Zeugnis.

„In Gastein hörte ein Bergknappe von einem alten, grauen Mütterlein einmal die sündige Rede: „Das Perchtenlaufen wäre weitaus luftiger, wenn man 14 Tage zuvor kein Wörtlein bete und kein Kreuz mache.“ Der Knappe dachte bei sich: „Man soll nichts unversucht lassen, das ist eine alte Regel! Ich will's versuchen, ob's wirklich noch lustiger werden kann, als es andere Jahre gewesen. Das Beten kann ich sonder Mühe bleiben lassen, ist ohnedem nie meine Freude, sondern mein Leid gewesen!“

[1]) Freisauff „Salzburger Volkssagen“.

Beim Perchtenlaufen am folgenden Tag herrschte überall die größte Lust und Freude. Plötzlich sprang ein Perchtl auf den Brunnen, schwang sich von hier auf das Hausdach und schwebte von diesem über den Gipfel des nahen Föhrenwaldes dahin. Die Zuschauer standen betroffen, aber alsbald faßten sich einige und eilten rasch um den Geistlichen. Der holte das Hochwürdigste aus der Kirche und spendete auf dem Platze draußen nach allen Richtungen der Windrose den Segen. Da stürzte in einiger Entfernung die Perchtl klagend aus der Höhe auf den Boden herab.

Als die Leute dazukamen, erkannten sie mit Grauen den Knappen. Einer meinte: „Dem ist's wohl vergangen, er hat sich ja auf's Perchtenlaufen gefreut, daß er es kaum erwarten konnte. Jetzt hat er das Letzte auf der Mühle." Der Knappe selbst aber sagte: „Der Herr Vikar hätt' sich das Segengeben sparen können! In der Luft oben herumtanzen — Buben, das ist eine Lust! Das könnt ihr euch nicht im entferntesten einbilden! Aber wie der Geistliche kommen ist, hat mich der Teufel verlassen". — Nach diesen Worten gab der Unglückliche seinen Geist auf.

Jg. V. Zingerle sagt z. B. auch von den Huttlern der Salinenstadt Hall, die sehr viel verwandtes mit den Perchten haben: „Die Huttler, welche am unsinnigen Pfinztag oder in den folgenden Tagen laufen, heißen Schleicher. Sie, wie auch die Teufel in den Faschingskomödien, sollen sich etwas Geweihtes in die Stiefel tun, denn sonst hat der Teufel Gewalt über sie. Mehrere, die dies nicht taten, wurden schon vom Teufel vertragen."

Wie aus dem Vorerwähnten zu ersehen ist, verliefen diese Umzüge gerade nicht immer in harmloser Weise; man denke sich nur in die Lage dieser Leute versetzt: das nächtliche Treiben bei Fackelschein, das unausgesetzt wilde Geschrei und Gejohle, der ohrenzerreißende Lärm von Kuhglocken, Peitschen, eisernen Kesseln, Ketten u. dgl., dazu der gewiß nicht mäßige Genuß geistiger Getränke mußte sie endlich in eine Art Taumel versetzen, bei dem gelegentliche Ausschreitungen nicht zu vermeiden waren. Es ist daher erklärlich, wenn die Behörde diesem Treiben Einhalt zu tun suchte. So besteht aus der Zeit des Erzbischofes Firmian ein Hofgerichts-Befehl[1]) vom 17. Februar 1730, welcher lautet:

„Zumahln Ein hochfürstl. Konsistorium alhier alhero gelangen laßen, wasmaßen daselbst zu Heil. Dreikönigen und Fastnachtszeit die Junge Pursch in Unterschidlichen Naaren Kleidern und Schellwerckh verstölter umbzulauffen pflegen, durch solches aber zu Unterschidlich sündhaffter Un-

[1]) Veröffentlicht vom k. k. Regierungsrat Pirckmayer in den Mitteil. der Ges. für Salzb. Landesk Bd. XXXVI.

gebühr gelegenheit, ſo tag als nachts, gegeben wurdet; als befelchen wür Euch hiemit, daß Ihr dergleichen ärgerliche Müſſbräuch hinfüro alles ernſts abſtehlen, und, damit die ſchrankhen Chriſtlicher Zucht und Ehrbahrkeit nit yberſchritten werden, genauiſte obſicht tragen, auch darob halten ſollet. An deme geſchieht unſer ernſtlicher Willen und Mainung."

Für die Ubertretung dieſer oder ähnlicher Beſtimmungen bringen die Militär-Akten des Muſeums einen Beleg; dort heißt es unter andern: „Peter Kaesleitner von St. Martin bei Radſtadt wurde laut Rekrutenliſte vom Jahre 1763 wegen verbotenen, nächtlichen Berchtenlaufens aſſentiert."

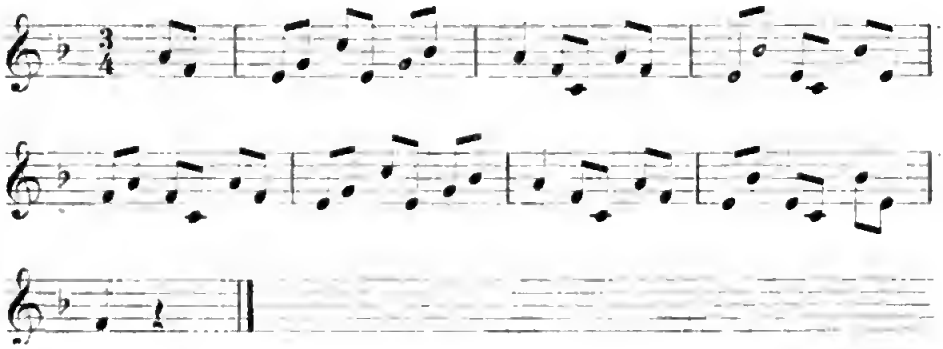
Die Pinzgauer Perchten unterſcheiden ſich von denen im Pongau weſentlich. Sie laufen abends nach einbrechender Nacht oft bis gegen Mitternacht.

Sie ſind vorzüglich wegen ihres eigentümlichen Anzuges und ihres Tanzes, „Treſtern" genannt, berühmt. Gewöhnlich ſind 12 bis höchſtens 18 Perchten, darunter 6—10 ſchöne, welche eigentlich den Tanz ausführen, die anderen ſind abſchreckende Masken, welche nur zum Gelächter der Zuſchauer dienen und den Zweck haben, die Umſtehenden auseinander zu halten, damit der Tanzplatz leer bleibe. Unter den letzteren iſt oft ein Narr, eine Närrin mit einem in Lumpen eingewickelten hölzernen Kinde, ein Kaminkehrer, um die Leute, vorzüglich die Weibsperſonen zu ſchwärzen, ein Gaſſenkehrer, der den Tanzplatz auskehrt, ein Teufel und öfters auch ein Einſiedler u. dgl. Die Kleider der ſchönen und eigentlichen Perchten, welche den Tanz aufführen, beſtehen in enganliegenden, buntfarbigen, meiſtens aus rotſcheckigem Stoffe beſtehenden kurzen Hoſen, die mit Goldtreſſen oder Borten geſchmückt ſind, weißen Strümpfen, welche wieder mit roten, grünen und blauen Seidenbändern verziert ſind und leichten Schuhen. Der kurze Rock, Spenſer, iſt ebenfalls enganliegend, von rotgeblumten Stoff mit aufgenähten Goldborten. Die Hauptzierde dieſer Perchten iſt die Kopfbedeckung, ein rundes Strohhütchen, hierzulande unter dem Namen „Geinzl" bekannt, das mit Seidenzeug überzogen iſt; darauf ſind weiße, lange Hahnenfedern, rechts und links ſichelförmig aufgeſteckt; vom Hute herab hängen rund herum über Geſicht und Nacken ellenlange, breite Seidenbänder von bunten Farben, die das Geſicht ſtatt der Maske verdecken.

Um die Mitte haben ſie einen Ledergürtel, woran am Rücken eine Metallglocke hängt, oft 4 bis 6 Kilogramm ſchwer, hier „Zinngießer" genannt, die auf dem Wege geläutet wird, ſo daß oft 6 bis 10 ſolche Glocken zuſammen ſchallen und ſchon von weitem, oft auf mehr als eine-

halbe Stunde, gehört werden. Dieſe Glocken werden während des Tanzes abgenommen und müſſen ſchweigen. Kommen nun die Perchten zu einem Hauſe, wo ſie ſchon früher eingeladen und angemeldet worden, ſo hüpfen zuerſt die ſchiechen Perchten hinein, kehren aus und treiben verſchiedene Poſſen, bis alles ruhig wird. Iſt der Tanzplatz geräumt, ſo ſpringt die Vorpercht, der Anführer, meiſt der Beſte unter ihnen, hinein, macht einige hohe Luftſprünge, treſtert den ganzen Platz vorwärts und rückwärts, worauf ſie den andern Perchten ein Zeichen gibt, die nun alle hineinſpringen und den Tanz, das Treſtern, beginnen. Dieſes Treſtern geht ganz nach dem Takt und auf das Tempo der Vorpercht. Sie drehen ſich alle auf einen Schlag um, knien dann wieder mitten unter dem Treſtern auf ein Knie und hüpfen dann hoch auf. Beſonders gut nimmt ſich dabei das Schuhplattln aus.

Iſt dieſer Treſtertanz vorüber, ſo macht die Vorpercht einen kleinen Juchezer und dann bläſt ein Klarinettiſt einige Tänze im Dreivierteltakt. im langſamen Tempo nach folgender Weiſe:



wozu nun die Perchten treſtern, Schuhplattln und ihren Tanz vollenden. Hernach führt ſie der Hauswirt in ein Zimmer, wo er ſie mit Bier, Branntwein und wohl auch öfters mit einem Eſſen bewirtet.

Die Zeit, in welcher die Perchten laufen, iſt von heiligen Dreikönig an bis Faſching-Dienstag.

Die Muſikinſtrumente, mit welchen zum Tanz der Treſterer geſpielt wird, ſind in der Regel zwei Klarinette, eine Geige und das Hackbrett. Das Klarinett, „die größere Auflage der angeſtammten, baiwariſchen Schwegel, iſt die Herrſcherin auf dem Tanzboden“, es übernimmt mit der Geige die Führung des Reigens, während das Hackbrett, das mit zwei hölzernen mit Tuch überzogenen Schlägeln beidhändig geſchlagen wird, durch ſeinen rauſchenden Ton den Takt markiert.

Eine weitere Eigentümlichkeit, die nicht unerwähnt bleiben ſoll, iſt,

daß jeder der schönen Perchten stets ein weißes Tüchlein in der Hand hält. Sehr oft erscheinen aber auch in den Häusern die sogenannten „Brotperchten"; es sind dies Burschen, welche ohne jede Kostümierung den Tresterertanz aufführen und dafür mit einem Scherz Klotzenbrod und einem Stamperl „Hollern" oder „Vogelbeerern" belohnt werden.

Der Tanz der Pinzgauer Perchten hat sich bis auf unsere Tage fast unverändert erhalten. So beschreibt ihn uns Kürsinger in seinem im Jahre 1841 erschienenen Buche über das „Ober-Pinzgau" in folgender Weise:

„Innge, rüstige Burschc, 8—10 an der Zahl, bilden eine Gesellschaft, von denen zwei alte, häßliche Gestalten, mit alten Besen bewaffnet vorstellen, es sind die Perchten. Ihnen folgen der Hanswurst, Landstreicher und anderes Gesindel. Dann kommen die Tänzer mit festanliegenden und mit grellfärbigen Bändern rundum geziertern Kleidern, auf dem Haupte eine Krone von hochfliegenden Hahnenfedern, von welchen unzählige, lichtfärbige Bänder über Schulter und Rücken herabflattern. Das Gesicht mit einer Larve verhüllt, haben sie am Ende des Rückens eine Alpenglocke oft bis zu einem Viertelzentner Schwere angehängt. Ihr Erscheinen deuten sie mit schnell und im besten Takt vollführten Fußschlägen an, sie bilden einen Kreis, in dem sie die herrlichsten Sprünge mit unglaublicher Genauigkeit und Schnellkraft vollführen, wobei ihnen die Schläge der Füße auf dem hölzernen Boden den sicheren Takt geben.

Abwechselnd im Tanze lassen sie ihre Glocken plötzlich ertönen, die sie im Nu wieder schweigen machen, zum Schluß begleitet den Tanz eine Geige oder Klarinette, die dadurch den künstlichen Dreischlag und die Behendigkeit ihrer Füße die bewegliche Gruppe freundlich erhöht."

Eine recht hübsche Schilderung entwirft auch Spaur in seinem Buche „Reise durch Oberdeutschland — Salzburg 1800", indem er erzählt: „Zum Perchtenlaufen gehört eine Gesellschaft von 20 oder 30 vermummte Burschen. Einige waren als Teufel, andere mit Kühgesichtern und wieder andere als Narren mit ziemlich kostspieligem Prunke maskiert. Alle hatten Kühglocken und Bergstöcke, mehrere außerordentlich lange wie Böller knallende Peitschen. Die Lichter müssen dann in den Häusern ausgelöscht werden, um die Fenster ganz zu erhalten und niemand darf sich vor ihnen auf dem Wege blicken lassen, der nicht unangenehmen Begegnungen sich aussetzen will. Sie tanzen, singen und springen vor den Häusern, man läßt sie ungestört umherziehen, wenn sie die Grenzen der Ordnung nicht allzu auffallend überschreiten. Auch würden sie schwerlich von irgend einer Gerichtsperson eingeholt und verhaftet werden können, denn mittelst ihrer Stöcke springen sie über Gräben und Zäune und ihre

Perchten-Masken

(Nach den Originalen im Besitze des städt. Museums in Salzburg.)

Vermummungen machen sie unkenntlich. Manche der vermummten Burschebenützen ihren langen Stock zu allerlei Sprüngen, einer der Bursche berührte mit seinen Fußsohlen die Decke des Zimmers."

Besonders kennzeichnend für alle Formen des Perchtentanzes war die Verwendung der Larve, die aber in unserer Zeit mehr zu verschwinden beginnt. Es sind dies Masken aus Holz, gewöhnlich aus Linden-, oft auch aus Zirbenholz geschnitzt, wobei sich die Phantasie des bäuerlichen Künstlers bemüht, das Häßlichste und Grauenerregendste zu erfinden. Die volkskundliche Abteilung des Museums besitzt zur Zeit 30 Stück solcher Masken; deren 16 stammen größtenteils aus Rauris, während die andern 14 erst in letzter Zeit im Ober-Pinzgau erworben wurden.

In erster Linie ist es die Teufelsmaske, welche in allen möglichen Variationen vorkommt. Mächtige Bockhörner, fletschende Zähne, sehr häufig eine lang herausgestreckte Zunge sind ihr unentbehrlich. Daran reihen sich groteske Tiermasken, z. B. ein Tierkopf mit langer Schnauze aus Holz geschnitten, das Unterkiefer ist beweglich zum Zusammenklappen; in dasselbe ist das natürliche Gebiß eines Hundes eingesetzt, während vom Kopf nach rückwärts ein Fuchsfell, mit Stücken vom Hirschfell ausgeflickt, hinabhängt.

Die eigentlichen Tiermasken verraten in der Schnitzerei eine geschickte Hand, wenn sie auch noch so primitiv in der Ausführung sind; wir finden darunter den Kopf des Pferdes, der Kuh und des Kalbes, des Schweines, des Hirsches und des Hahnes.

Ganz eigentümlich sind die Doppelmasken mit zwei Gesichtern, das eine nach vorne, das andere nach rückwärts gerichtet. Der Träger derselben muß in diese hineinschlüpfen und bei längerer Dauer mag die Situation für ihn gerade nicht die angenehmste sein.

Die Männermasken sind voll Falten, Runzeln und Warzen, und manche altrömischen Schauspielermasken nicht unähnlich. Merkwürdigerweise findet sich auch eine Türkenlarve darunter mit abwärts gebogener Nase und abstehendem Kinn. Die Ohren haben Ringlöcher und auf dem Kopf prangt ein farbiger Turban mit zwei auf die Ohren herabreichenden Seitenlappen. Die Maske ist bunt bemalt und insbesonders das Gesicht im gelbem Ton gehalten.

Gerade die letztere könnte man, wenn man deren Heimat nicht wüßte, für exotischen Ursprungs halten; daher die Bemerkung Dr. Heins in der „Zeitschrift für Volkskunde — Berlin" sehr treffend ist, wenn er schreibt: „Die große Ähnlichkeit dieser Masken in Form und Auffassung mit den Tanz-, Beschwörungs- und Teufelslarven verschiedener Völker, verleiht

ihnen nicht bloß eine österreichische oder mitteleuropäische, volkskundliche Bedeutung, sondern stellt sie in eine Linie mit jenen Erzeugnissen, in welcher sich allerorts der Menschengeist in gleicher Weise offenbart; sie bilden daher ein unentbehrliches Glied in der Gesamtheit der Gesichtsvermummungen, wie sie bei allen Völkern des Erdballs geübt werden."

Daß das Perchtlaufen nicht allein auf das Gebirge beschränkt blieb, davon geben Zeugnis die auch außerhalb des Luegs sich vorfindlichen Steinkreuze, worunter freilich nach der Mitteilung der Leute ein Glöckler begraben liege. Die beiden Gestalten Percht und Anglöckler sind nicht immer zu trennen; nur die Pinzgauer Perchten mit ihren Tänzern, den Tresterern, sondern sich scharf ab.

Quitzmann in seinem Buche „Religion der Baiuvaren" schreibt: „In anderen Orten ging diese Festlichkeit auf die Faschingszeit über, wie namentlich das Perchtenspiel in Linz an der Donau, bei welchem schöne und wilde Perchten auftraten, so daß hiedurch der Übergang zu dem beliebten Schemen- und Huttlerlaufen gegeben ist."

Dieser letztere Brauch wurde auch in der Umgebung Salzburgs häufig geübt. Eine kulturhistorische Darstellung in der Salzburger Zeitung vom Jahre 1861 erzählt davon: „Am unsinnigen Donnerstag (d. i. der Donnerstag vor dem Faschingsonntag) ist es an manchen Orten Salzburgs Sitte, in Fastnacht Schemen zu laufen. Burschen ziehen sich über dunkle Beinkleider Hemden an, schwärzen sich das Gesicht mit Ruß und vermummen es mit einem schwarzen Tuch oder durch Larven. Von einem Riemen, den sie um die Mitte des Leibes tragen, hängt ein Zanngeläute oder eine Kuhschelle hinab, die bei jeder Bewegung anschlägt und Lärm macht. In einer Hand führen die Schemen einen Besen, mit der andern tragen sie Säcke, die mit Kohlenstaub gefüllt sind; diese schlagen sie den Begegnenden ins Gesicht, damit sie schwarz werden." Als Schauplatz dieser Vorgänge wird Wals genannt.

Derselben Quelle entstammt auch eine Schilderung des Perchtenlaufens, wie es seinerzeit in Liefering ausgeübt wurde. Es heißt dort: „Man unterscheidet schöne und schiache Perchten. Erstere sind schön gekleidet, mit Bändern und ähnlichem geschmückt, letztere ziehen sich so häßlich als möglich an und behängen sich mit Ketten und Schellen. Alle Perchten tragen Stöcke, die der schönen sind mit bunten Bändern geziert, die der häßlichen endigen oben in einen Teufelskopf. So ausgestattet springen und laufen die Perchten über die Gassen und kommen auch in die Häuser. Unter den schiachen Perchten tragen einige Teufelshörner auf dem Kopf, sprühen Feuer aus dem Mund und einer wischt den Leuten

Asche und Ruß ins Gesicht. Die schönen Perchten teilen manchmal Geschenke aus: gedörrte Birnen, Zwetschken, Äpfel, Nüsse u. dgl."

Jedenfalls wird man gut tun, das Bestehen dieser Sitte um mehr als fünfzig Jahre zurückzuverlegen.

Hochzeitszüge.

Pongauer Hochzeitszug.

Bei kirchlichen Festen im großen, bei Hochzeiten im kleineren Maße bietet sich die günstigste Gelegenheit unser Landvolk in seiner Tracht und seinem dem Ernste der Handlung entsprechenden Auftreten kennen zu lernen. Mag auch bei Hochzeiten mancher früher geübte Brauch verschwunden sein, mag auch die Tracht manche Veränderungen erlitten haben, im ganzen spielt sich der Hochzeitszug auch heute noch so ab, wie ihn Hübner uns vor mehr als 100 Jahren schilderte.

„Die Hochzeitsgäste werden feierlich eingeladen, doch nicht wie im Pinzgau gebeten und gehalset. Der Hochzeitstag beginnt mit einer Morgensuppe, im angrenzenden Abtenauergebiet „Frühgräisch" genannt, dann wird an den Ort der Trauung geritten oder gefahren.

Außer den sogenannten Vorprangern und Spitzreitern fährt alles in einspännigen Wagen. Unter den Gästen zeichnen sich die Vorpranger durch ihre ponzeauroten, mit silbernen Knöpfen besetzten Röcke und durch eine Art bunter Schwungfedern auf ihren Hüten aus. Diese und die Vorreiter sind mit großen Peitschen versehen, welche sie während des Reitens um die Wette erknallen lassen, so daß sie unter einem fürchterlichen Getöse laut jauchzend im Orte der Trauung ankommen.

Bald nach dem Eintreffen der Hochzeitsgäste geht der Zug mit Musik in die Kirche und zwar in folgender Ordnung:

An der Spitze des Zuges geht der Gerichtsdiener (1796!), dann folgen die Spielleute, auf welche die Vorpranger und die übrigen jungen Burschе kommen. Der Bräutigam folgt zur Seite des Geistlichen, daran schließen sich die Männer. Nun erscheinen die Prangerinnen mit weißen Schürzen und ebensolchen Krägen, um die Haare einen aus Gold- und Silberspitzen verfertigten Bund, auf welchem ein Rosmarinkranz befestigt ist. Endlich kommt die Braut mit einer schwarzen Schürze und die Weiber schließen den Zug. Nach der Trauung kehrt der Zug in das

Gasthaus zurück, wo bald darauf der Kranzltanz stattfindet, unter welchen von den jungen Burschen den Mädchen die Kränze abgetanzt werden."

Pinzgauer Hochzeitszug.

Nach Hübner haben die Hochzeitsgebräuche der Pinzgauer manche Aehnlichkeit mit jenen der Pongauer. Nach eingenommener, aus mehreren Gerichten bestehenden Morgensuppe im Hause der Braut reitet alles nach dem Ort der Trauung und zwar die Weiber auf Sätteln mit Rücklehnen und Fußschemeln und von Fußknechten, welche den Zaum des Pferdes halten, begleitet. Die Vortreter knallen voraus mit den langen Peitschen und die Musikanten fahren unter fortwährendem Musizieren vor den Brautleuten einher. Vermummte treten unterwegs vor den Weg und verrammeln ihn zum Zeichen, daß man sich denselben durch einige Kreuzer öffnen soll. Im Trauungsorte darf man ehrenhalber und nach alter Sitte nicht vor der bestimmten Stunde eintreffen. Wenn alle Gäste im Wirtshause versammelt sind, der Vortanz geendet ist, zieht man unter den Klängen der Geige und des Hackbretts mit dem Geistlichen, der einen Kranz um den Arm trägt, in die Kirche; in Rauris holte der Bräutigam von einem Dümmling und den Musikanten begleitet den Geistlichen vorher vom Pfarrhofe ab. Während des Amtes wird zum Opfer gegangen, zum Schlusse der Johannessegen getrunken und dann in das Gasthaus zurückgekehrt, wo der Kranzltanz beginnt.

Alle Mädchen erscheinen hier im schönsten Kleide mit weißen Vortüchern, worüber der Gürtel angebracht ist; die beiden herabhängenden Zöpfe sind von grünen Bändern durchflochten.

In Rauris trug die Braut, wenn sie eine Jungfrau war, einen Kranz auf dem Haupte, sonst eine Spitzkappe und einen grauen Hut; der Bräutigam hatte einen Kranz und einen zusammengefalteten Flor auf dem Hut. Die Vorpranger, hier Dümmlinge genannt, trugen auf ihren Hüten lange, breite Federn mit Bandmaschen und einen schwarzen Flor und im Gürtel Nesteln, dies waren rote, kurze Riemen, die sie unter die Gäste verteilten.

Lungauer Hochzeitszug.

Wenn die Hochzeitsgäste versammelt sind und die Zeit zum feierlichen Kirchgang eintritt, so beginnt dieser, die Musik voraus, in folgender Ordnung: 1. Der Bräutigam an Seite des den Kirchgang begleitenden Pfarrers; 2. die männlichen Hochzeitsgäste; 3. die Mädchen als Vorprangerinnen; 4. die Vortreter oder Spitzreiter mit Seitengewehren;

Das Tragen zum Metzgersprung im 18. Jahrhundert.

5. die Braut am Arme des Brautführers mit der ſogenannten Braut- oder Schlottermutter an der Seite, welches meiſt die Taufpatin, in deren Ermanglung eine nahe Verwandte der Braut iſt; 6. die Weiber, welche den Zug beſchließen.

Der Metzgersprung.

Mit dem Jahrtag der Metzger war in früherer Zeit auch die Sitte des Metzgerſprunges verbunden. H. F. Wagner ſchreibt davon in ſeinem „Volksſchauſpiel in Salzburg“ nachſtehendes: „Am Aſchermittwoch wurden in Salzburg die Metzgerknechte mit Pfeifen und Trommeln aus ihrer Herberge abgeholt; ein Knecht ritt mit der wehenden Metzgerfahne voran und dem Zuge folgten Schalksnarren, Mägde und Jungen. Auf dem Marktplatz nahm jeder Knecht einen Trunk ſüßen Weines und ſprang dann in den Brunnen, „die Faſtnacht abzuwaſchen.“

Erzbiſchof Marx Sittich verlegte das Feſt auf den Donnerſtag, weil die Geſellen am Aſchermittwoch „öffentlich Fleiſch gefreſſen“. Johann Stainhauſer's Chronik meldet von 1612: „Am heil. Aſchermittwoch wird durch Ihre hochf. Gnaden gnädigſte Anſtellung die Faſtenzeit mit Predigt und Abſtellung der vorher vorübergegangenen Mißbräuche: Prünntragen der Metzger, auch Schulkomödien und Bauernſpielen löblich angefangen.“

Schließlich war es der Faſchingmontag, an dem der Brunnenſprung ſtattfand und zwar bei dem ſchönen Floriani- oder Marktbrunnen am Ludwig Viktorplatz, der damals Marktplatz hieß. Das prächtige Gitter desſelben wurde zu dem Zwecke ausgehangen. Unter Begleitung einer rauſchenden Muſik zogen in geordneten Reihen die Metzger zum Brunnen, an der Spitze des Zuges der unvermeidliche Luſtigmacher Hans Wurſt.

Im 18. Jahrhundert waren die Knechte und Jungen bekleidet mit ſchwarzen Halbſchuhen, weißen Strümpfen, ſchwarzer kurzer Hoſe, frackähnlichem, langem, rotem Rock, auf dem Kopfe die grüne Schlägelkappe mit kleiner, rotweißer Federzier an der Seite. Der Träger des Trinkhorns wurde von zwei Burſchen auf einem langen, rotangeſtrichenen Balken reitend getragen; derſelbe hatte zum Unterſchied von den übrigen einen ebenfalls federgezierten, ſchwarzen Dreiſpitz auf und eine breite, weiße Binde um den Leib. So ſehen wir ſie dargeſtellt auf einer alten, kolorierten Zeichnung des Muſeums und darunter die Bemerkung: „wonächſt ein Metzger Knecht am Faßtnacht Montag zum Marktbrunnen

getragen wurde, wo er wegen sogenannten Brauch wegen der beim Handwerk begangenen Fehler etliche malen, in den Brunnen springen mußte."

Am Brunnen angelangt, entwickelte sich nach althergebrachten Formeln[1]) zwischen dem Lerner und dem Altknecht ein kurzer Dialog. Der letztere fragte zunächst nach des Burschen Herkunft, worauf ihm der antwortet, er sei im Lande wohlbekannt, habe das Handwerk ordentlich und redlich gelernt und wolle ein rechtschaffener Metzgerknecht werden. Der Altknecht bestätigt des Burschen Rede, bemerkt aber weiter: „Du sollst aber getauft werden bei dieser Frist, sag an mir Deinen Namen und Stammen, so will ich Dich taufen in Gottes Namen." Der Bursche erwiderte, daß er seinen Namen in allen Ehren trage, daher ihm niemand das Taufen wehren könne; worauf der Altknecht die Zwiesprache mit dem Satze: „Das Taufen kann Dir niemand wehren, aber Dein Name und Stamm muß verändert werden" schließt.

Während dieses Gespräches schlug der Altknecht dem Lerner mit der flachen Hand auf die Schulter, damit er sich merke, daß das Leben manche Mühsale und Beschwerden in sich berge.

Hierauf sprangen die Jungen in den Brunnen und warfen Nüsse unter die Zuschauer; wenn sich nun die Buben um diese balgten und dabei dem Brunnen zu nahe kamen, wurden sie von den Metzgern aus kleinen Schöpfern tüchtig begossen, zum größten Gaudium der Umstehenden.

War das Springen vorüber, so stiegen sie ordentlich durchnäßt aus dem Brunnen und jeder erhielt eine weiße Serviette um den Hals gebunden. Hierauf wurde ihnen noch ein harter Taler am rotweißen Bande umgehängt. Von dem Augenblick an war der Lehrling frei, das Bad hatte alle Unarten des Lehrjungen abgewaschen und er durfte sich nun in die Gesellschaft der Gesellen mischen und an ihren Gelagen und Tänzen teilnehmen.

Am Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts scheint der Metzgersprung noch im Brauche gewesen zu sein, denn Dr. Spatzenegger schreibt davon im Jahre 1873: „Hin und wieder findet sich ein Graukopf, der sich der Späße aus seinen Jugendtagen erinnert, welche ihm der Metzgersprung gemacht hat und dem auch in Erinnerung ist, wie der letztregierende Erzbischof mit seiner frischgepuderten Perücke dem lebendigen Treiben auf dem Platze aus einem Fenster der Residenz zuschaute und dabei sein ernstes Gesicht in heitere Falten verzog, wenn das junge Volk wild und toll durcheinander brauste."

[1]) Nach Rheinsberg Düringsfeld „Das festliche Jahr".

Auch in Hallein fand am Brunnen auf dem Richterplatze, heute Josef Schöndorferplatz, der Metzgersprung statt.

Das Fahnenschwingen der Metzger.

Nach einer volkstümlichen Sage hatte sich die hiesige Metzgerinnung unter Erzbischof Leonhard von Keutschach im Jahre 1512 durch Treue und Anhänglichkeit besonders ausgezeichnet. Zum Zeichen fürstlicher Huld wurde nun dieser Zunft gestattet, eine eigene Fahne mit entsprechender Beziehung auf ihr Handwerk anfertigen und alljährlich bei Abhaltung ihres Jahrtages aushängen zu dürfen. Seit dieser Zeit wurde von dieser ehrenden Auszeichnung nicht mehr abgegangen und so hat sich die Sitte erhalten bis auf unsere Tage.

Das Fest dauerte in früherer Zeit drei Tage, nunmehr ist es der Faschingsonntag allein, an welchem dasselbe stattfindet.

Schon einige Tage vor dem genannten Sonntag sah man in den Fleischbänken auf reinen Linnen und unter Blumenzier einen blank geputzten Teller von Zinn oder auch von Porzellan stehen, der die einkaufenden Kunden einlud, eine kleine Beisteuer zur Feier zu geben.

Am Fastnachtsonntag ist dann um 10 Uhr in der Blasius-Pfarrkirche das Jahrtags-Amt der Metzgerzunft, dem Meister und Burschen anwohnen; die Lehrlinge, die heute zu Burschen aufgedungen werden sollen, tragen dabei mächtige Blumensträuße an der linken Seite.

Vor 12 Uhr versammeln sich dann die Metzgerburschen im Gasthaus zum Mödlhamer in der Getreidegasse. Nachdem die Turmuhr der Blasiuskirche die zwölfte Stunde ausgeschlagen hat und das Gebetläuten verklungen ist, wird aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes eine riesige Fahne von Seidenstoff ausgesteckt und das Fahnenschwingen beginnt. Die Fahne selbst hat ungefähr drei Meter Länge und zwei Meter Breite. Von Goldfransen eingefaßt, besitzt sie einen zwei Dezimeter breiten, roten Rand, während der Grund des inneren Feldes weiß ist. Am oberen Rand zeigt sie drei große, rote Herzen, aus deren Buchtung fünf Strahlen entspringen, während diese Herzen nach unten durch zwei sich kreuzende grüne Zweige abgegrenzt sind. Ferner enthält der Innenraum zwei grüne Fußfelder; auf dem einen steht ein Metzger in der Tracht aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er hat schwarze Halbschuhe, weiße Strümpfe, eine kurze, gemslederne Hose, deren

Nahträndern mit Pfauenfedern ausgenäht sind. Um die Mitte des Leibes ist der weiße Schurz fatschenartig gewunden; außerdem trägt er den kurzen, roten Spenser mit Metallknöpfen besetzt, eine grüne Weste, ebenfalls mit enggereihten Knöpfen geziert, und auf dem Kopfe hat er die charakteristische grüne Schlägelhaube. Die Arme sind hoch gehoben, den eisernen Schlägel mit hölzernem Stiel haltend, um, wie die Darstellung sagen will, den auf dem anderen Fußfeld stehenden großen, braunen Ochsen niederzuhauen.

Unter diesen Figuren sehen wir in großen Ziffern, symmetrisch verteilt, die Jahreszahl 1849.

Das Schwingen beginnt gewöhnlich der Altbursch, seinerzeit „Totenknecht" genannt. Es ist ein Kreisen der Fahne, parallel mit der Wand des Hauses, solange bis dieselbe vollständig eingerollt ist, was fast immer im 18. Umschwung erfolgt. Der erste Fahnenschwinger beginnt mit dem Kreisen von rechts nach links, der nächste hat die Aufgabe die eingerollte Fahne wieder aufzurollen und schwingt daher von links nach rechts; manche besonders kräftige Burschen begnügen sich nicht mit dem Einrollen allein, sondern rollen sie im fortgesetzten Schwunge ein und auf. Da sie dabei den Oberkörper weit aus dem Fenster beugen müssen, so werden sie stets, um vor der Gefahr eines Absturzes behütet zu sein, von zwei Burschen am rückwärtigen Schlußband der Hose gehalten. Einige schwingen nur mit dem rechten Arm allein und geben beim Auftauchen des Fahnenschaftes demselben dann mit der linken Hand einen leichten Stoß; andere benützen beide Hände und müssen dabei vor allem darauf bedacht sein, die Drehung am linken Handgelenk richtig auszuführen. Sobald einmal die Fahne im rechten Schwunge ist, bereitet die Ausführung keine besonderen Schwierigkeiten mehr, aber das zu erreichen fällt ziemlich schwer, da sie anfangs meist einen zu kleinen Luftkegel damit beschreiben. Bewundernswert ist, mit welcher Ruhe und Sicherheit manche Schwinger ihre Aufgabe lösen, während andere wieder mit bärenmäßiger Kraft die schwere Flagge rauschend wie einen Kreisel drehen. Hie und da kommt es auch vor, daß eine oder die andere Fensterscheibe zerschlagen wird, oder daß einem der Schwächeren der Versuch mißlingt, was natürlich die Heiterkeit der Zuschauer wachruft.

Alle Burschen die sich am Schwingen beteiligen, tragen zur Kennzeichnung ihres Standes reine, weiße Spenser aus Barchent oder feinem Piquet.

Nach dem Schwingen bleibt die Fahne, sie soll die vierte seit Einführung dieses Gebrauches sein, ausgehängt bis zum Abend. Bemerkt

ſei noch, daß während des Schwingens ununterbrochen die Muſik einen fröhlichen Marſch ſpielt; das erſtere ſelbſt dauert beinahe jedes Jahr dreiviertel Stunden. Am Nachmittag machen die Metzger dann in einer Anzahl Wagen einen Ausflug nach Hallein, Grödig u. ſ. w. und abends um 6 oder halb 7 Uhr wiederholt ſich das Schwingen wieder in der ganz gleichen Weiſe, nur iſt dann die Zahl der Teilnehmer eine etwas geringere.

Dieſe intereſſante Sitte lockt immer eine große Menge Zuſchauer herbei, ſo daß es in der engen Gaſſe luſtig durcheinander wogt. Hat einer der Burſchen ſeine Sache beſonders gut gemacht, ſo hört man wohl auch lautes Beifallsrufen und fröhliches Händeklatſchen.

Der Maxglaner Hexenzug.

Zur Zeit der Erzbiſchöfe war der Ludwig Viktorplatz, damals Marktplatz geheißen, der Sammelpunkt toller Faſchingsluſt. Dorthin nahmen die Maskenzüge ihren Weg und gruppierten ſich um den Marktbrunnen, an dem der Faſchingbrief verleſen wurde. Das Landvolk zog einmal im Jahre auf den wohlbekannten Marktplatz und gab dort ein Feſt, zu dem die Städter gerne kamen, um die bäuerlich derben Trümpfe und Scherze zu belachen. Von den Figuren[1]), die dabei nie fehlten, iſt zu nennen die Habergais, der ſchöne Schimmel, der jeden Reiter abwarf und vor- und rückwärts laufen konnte und endlich der Mann, der ſeinen Kopf ins Unendliche verlängerte.

Außerdem fanden ſich auf Wagen die verſchiedenſten Vorſtellungen, die ländliche Muſik, die Hochzeit mit allem, was dazu gehörte, die Altweibermühle, der Einſiedel vom Teufel geplagt und gelockt von ſchönen Mädchen, die Wäſcherinnen, die mit ihrem Waſchwaſſer viele Poſſen trieben und endlich der hochweiſe Rat, der in großen Büchern blätterte und nirgends das Rechte fand u. ſ. w. Dieſem Treiben wurde aber 1786 durch ein Verbot der erzbiſchöflichen Regierung ein Ende gemacht; trotzdem lebte es mit den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts als Maxglaner Hexen- oder Faſchingszug neu auf und erhielt ſich bis ungefähr in die Mitte dieſes Zeitraumes. In ſeinen Formen womöglich noch derber, fiel der letztere einem neuerlichen Verbote zum Opfer. Der Verlauf dieſes Hexenzuges wird uns folgendermaßen geſchildert.

[1]) Spatzenegger „Der Marktbrunnen“ S. Z. 1873.

Am Faſchingdienſtag ſtrömte ganz Salzburg hinaus, um den Hexenzug der Maxglaner in Augenſchein zu nehmen. Das Dorf Maxglan genoß von jeher mit den umliegenden Ortſchaften das Vorrecht, am genannten Tage einen Maskenzug durch die Stadt zu nehmen. Er kam beim Neutor herein und nahm ſeinen Weg in die Vorſtadt Mülln. Auf mehr als 100 Leiterwagen und Karren ſah man nichts als Poſſenſpiele und Narrentand der bunteſten Masken und Geſtalten. Dazwiſchen ritten manche auf Ochſen, Kühen oder verkehrt auf elenden, ebenfalls maskierten Kleppern und nur wenige gingen zu Fuß. Auf dem einen Bauernwagen wurde gepflügt und geſäet, auf dem andern gedroſchen; auf dem dritten war ein großes Schiff, von dem man Netze auswarf und Fiſche in der Luft fing, auf dem vierten und fünften wurde getanzt und Hochzeit gehalten, auf dem ſechſten mit Karten und Würfeln geſpielt und dabei zum Scherze viel gezankt, geſtritten und herumgerauft, wie überhaupt Schlagen, Balgen und Prügeln dem Ganzen unentbehrlich war. Hier hielt man Schule, in welcher der Lehrer durch ein Kind, die Schüler durch Erwachſene vorgeſtellt wurde, da übten Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Schneider, Schuſter u. ſ. w. charakteriſtiſch ihr Handwerk aus und verſpotteten ſich wechſelſeitig zur allgemeinen Beluſtigung. Auf dieſem Karren zechten, taumelten und fabelten Betrunkene, auf jenem kochten hübſche Mädchen und buken Faſchingkrapfen.

Hier brannte man Lichter und Laternen, dort ſpielten Burſchen und Mädchen blinde Kuh; der eine war ſo dick und plump, als trüge er zehn Polſter am Leib, der andere ſtellte irgend ein Tier vor, der dritte hatte eine Larve, bei deren Anblick man vor Lachen berſten mußte. Auf dem freien Platz in der Gſtätten hielt der Zug ſtill und verſammelte ſich um einen Mann, der von einem erhöhten Orte alle die dummen Streiche, lächerlichen Ereigniſſe und luſtigen Schwänke vorlas, die er ſeit einem Jahre in der Umgebung beobachtet hatte. Dabei nannte er nicht nur ausdrücklich den Namen, ſondern zeigte auch mit dem Finger auf den gegeißelten Gegenſtand hin und erregte dabei ein ununterbrochenes gellendes Gelächter. Bei Verleſung dieſes Faſchingbriefes gebrauchte der Betreffende gewöhnlich die Formel:

„Ei, was is nu doas —
Ueber den N. N. wüßt i a no woas“

und dabei nahm man oft den Nächſtbeſten, der gerade im Wurf kam, zur Zielſcheibe des Spottes und Witzes. Nach Beendigung dieſer Vorleſung, während der Zeit einige von den Genoſſen von den Bräuern

und Wirten Beiträge abſammelten, begab ſich der Zug nach Mülln und und verlor ſich dort in Schenken und Wirtshäuſern.

Die Bettlerhochzeit.

Die Bettlerhochzeit iſt ein Pongauer Faſchingſcherz, den bereits Hübner in ſeinem Werke über das Erzſtift Salzburg erwähnt. Dieſe beſteht in nichts anderem als in der zum Spottbild verzerrten Darſtellung einer wirklichen Hochzeit. Braut und Bräutigam, Beiſtänder und Kranzeljungfern werden durch die Buben in möglichſt defekter Kleidung und entſprechender Vermummung dargeſtellt; ſo bewegt ſich der Zug durch den Ort unter Singen und Jauchzen bei einer jämmerlichen Muſik. Daß es dabei an verſchiedenen Späſſen der derbſten Art, insbeſonders an Anſpielungen örtlicher Natur nicht fehlt, iſt begreiflich. Vor jedem Gaſthaus wird ſtill gehalten und der Kranzltanz vorgeführt. Beim ganzen iſt es darauf abgeſehen, möglichſt viel freiwillige Gaben einzuheimſen, um ſie dann gemeinſam zu vertrinken.

Das Faſchingbau.

Zu dieſem Pongauer Faſchingſcherz verſammeln ſich gegen 100 rüſtige Burſchen; einer davon ſtellt den Bauern vor, ein anderer die Bäuerin, die übrigen ſiud als Knechte und Dirnen gekleidet. Da iſt zunächſt der Bauknecht und der Werfer, dann der Roßknecht und der Staller, auch der Zäuner, Sommerer, Schinagl und Bürſcher darf nicht fehlen; von den Dirnen iſt die Baudirn, die Garberin, Kuchlin und Hoamdirn vertreten. Auf ihrem Zuge haben ſie den Pflug und alle Ackergeräte mit. Hinter dem Pfluge geht einer, welcher Sägeſpäne, Nüſſe und Zwetſchken ausſäet. So ziehen ſie bei den Bauerngütern vorüber, wo ſie, wenn etwas in Unordnung oder unſäuberlich angetroffen wird, dasſelbe wegbauen oder das Unordentliche noch mehr zerſtören.

Verwandt mit dieſer Sitte war auch das Pflugführen in Elixhauſen, deſſen die Salzburger Zeitung vom Jahre 1861 erwähnt; heute weiß wohl niemand mehr davon zu berichten, nur der Spruch:

„Iſt die Faſtnacht klar und hell,
So führt man den Pflug auf den Acker ſchnell",

iſt geblieben.

Anglöckeln.

Das Anglöckeln iſt eine Sitte, welche in der Adventszeit in verſchiedenen Gebieten des Landes geübt wird, aber faſt überall in anderen Formen erſcheint.

Im Gebirge, beſonders im Pongau, iſt es vom Umzug der „ſchiachen" Perchten ſchwer zu trennen und Anglöckler und Perchten gehen auch in der Bezeichnung durch die Leute in einander über. Nach Eyſn (Zeitſchrift für Volkskunde — Berlin) begrüßt es der Rauriſer Bauer, wenn viele Anglöckler kommen, weil er darin eine Gewähr für die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres ſieht; die Verfaſſerin erzählt im weiteren, „daß einige von den Anglöcklern in das Gehöft eintreten, einen Glöckelſpruch ſagen und ebenfalls in Verſen in verblümter Weiſe das Tun des Bauers und dasjenige ſeines Geſindes rügen. Dann, auf Beſſerung hoffend, wird der „Trager" hereingeholt, der Nüſſe verteilt, dann ziehen ſie weiter."

Einen ſolchen Glöckelſpruch, der jedenfalls auf ein ſehr ehrwürdiges Alter zurückweiſt, bringt auch Hübner in ſeinem II. Band des Erzſtiftes Salzburg. Derſelbe ſtammt aus der Werfener Gegend und lautet:

„Ihr meine lieben Brüder, ſteht's zuſamm in a Scheib'n,
Und ſo wolln ma a Bois[1]) uns mitn Singa verdreibn.
So geh'n ma daher halt bey da Straßen,
Daß ma nit zukehrn, das mög'n ma nit laſſen,
Wohl unter der Haustür ſteht dort der Hauswirt,
So grüaßn ma zum erſten halt den ehrſamen Hauswirt.
Wohl an den frnahen Morgen, da fallet der Tau
Und grüaßen zum andern die ehrbare Hausfrau.
Wir grüaßen die Knecht, wir grüaßen die Dirn,
Wir grüßen das Kindlen, wohl inner der Wiagn.
O Du liaber Hauswirt das Grüaßen iſt aus,
Wann Du uns nit auftuaſt, geh'n wir zu an andern Haus."

[1]) Kurze Weile.

— Wird nun aufgetan, ſo wird weiter geſprochen:

„Wir wünſchen dem Hauswirt viel Glück in das Haus,
Das Unglück muß weit über d'Berg'n hinaus.
Wir wünſchen ihm Glück, wir wünſchen ihm Segen,
Wir wünſchen ihm fruchtbaren Tau und auch Regen.
Wir wünſchen ihm Glück, wir wünſchen ihm Heil,
Damit ihm das Glück werd alles zu teil,
So wünſchen wir Glück ihm halt überall,
Wir wünſchen ihm Glück zu dem Vieh in dem Stall,
Nun wollen wir das Wünſchen beſchließen,
Es möchte Dich o Hauswirt das Zuloſen verdrießen."

Im Gaſteiner Tal ziehen junge Burſchen in der Adventzeit vermummt umher, klopfen an die Fenſter der Häuſer und ſprechen irgend etwas in Reimen hinein, worauf ſie auch aus dem Hauſe von jemand eine paſſende Antwort in Knittelverſen erhalten. Die luſtige Geſellſchaft klopft, lärmt und klappert mit den langen Stöcken und zieht dann wieder weiter.

Daß das Anglöckeln auch außerhalb des Paſſes Lueg in Form des Perchtganges vorkam, dafür finden wir wieder den Beweis in der Arbeit Eyſns „Ueber alte Steinkreuze und Kreuzſteine in der Umgebung Salzburgs" (Zeitſchr. für öſterr. Volkskunde, Jhrg. 1897). Die Verfaſſerin erwähnt darin zweier Steinkreuze; das eine befindet ſich nächſt dem Kriechbaumgut in Oberwinkl, das andere am Wege von Glaſenbach nach Egelſee, unter welch beiden nach der Ueberlieferung ein Anglöckler begraben liegen ſoll. Beſonders von letzterem erwähnt ſie, daß nach Mitteilung eines alten Bauers in einer Rauchnacht die jungen Burſchen verkleidet und in Teufelsmasken auszogen. Auf dem Wege merkten ſie, es habe ſich ein unbekannter Teilnehmer ihnen beigeſellt, den ſie für den Teufel hielten. Sie erſchlugen ihn, erkannten aber zu ſpät, daß ſie einen der ihren erſchlagen hatten, während der Böſe entflohen war.

Ganz verſchieden wird das Glöckeln in der Umgebung Halleins ausgeführt. Dort ſind es meiſt arme Leute, ſehr häufig Kinder, die nach dem Vortrage eines frommen Spruches eine milde Gabe heiſchen; nicht ſelten vernimmt man auf den Straßen in der Zeit vor Weihnachten die Redensart „gehſt nöt a Glöckibet'n". Hier mag die Anſchauung Schmellers Berechtigung haben, wenn er über dieſen Brauch ſchreibt: „Sollte es gar vielleicht von dem ehemaligen Gebrauch herſtammen, nach welchem die Sunderſiechen, zu gewiſſen Zeiten, beſonders

an den Quatembern, (wovon die letzte in die Woche vor Weihnachten fällt) mit einer Klapper oder einem Glöcklein in den Ortschaften herumgehen und Almosen einsammeln durften? Es mag dieser Brauch auch eine Beziehung haben auf das in alten Weihnachtsliedern oft besungene, vergebliche Herumwandern und Anklopfen Josefs und Marias an den Häusern der hartherzigen Juden in Betlehem, um eine Herberge zu finden."

Zur Bestätigung letzterer Meinung könnte dienen, daß, besonders in früheren Zeiten, in Hallein das Anglöckeln auch „Anhörbign" hieß, welches Wort dem „Herbergsuchen" entspricht. Heute noch lebt ein altes Ehepaar in Hallein, die sogenannten Herrgottmacherleut, weil der Mann in seinen jüngeren Jahren durch Schnitzen von Christuskörpern sich sein Brot verdiente, die durch fast fünfzig Jahre „anhörbign" d. h. anglöckeln gingen.

Durch gütige Vermittlung[1]) wurde von diesen Alten dem Verfasser, der von ihnen wohl ungezähltemale gesprochene „Anhörbigspruch" selbst aufgezeichnet. Er lautet mit möglichster Beibehaltung der Schreibung der Urschrift folgendermaßen:

Josef.

Lieber Freund tu Dich erbarmen
Und ermülder Du den Schmerz,
Ganz demüdig tu ich Dich bitten,
Laß mich ein in d'Hütten.
Geh lieber Wirt, sei nicht so hürt,
Die Bitt abschlagen wierst Du nicht.
Freund erhöre meine Bitt!

Wirt.

Wer ist denn da draußen,
Wer ist vorn mein Haus,
Daß Ihr heute so späte nachts
Wecket mich auf.
Seht alle Türen und Fenster saut zua,
Wer ist denn da draußen, zerstörrt die Ruah.

Maria.

Ach was Schmerzen, ach was Pein,
Diese drinkt zu meinem Herzen,
Daß ich auf offener Strasse,

[1]) Durch Frl. Köppl, Lehrerin in Oberalm.

Mein Herrn Jeſu liegen ſoll laſſen,
Wo's beſtändig ſchneit und weht,
Und Kälte die niemals vergeht.

Wirt.

Weiſt gar a ſo bitten tuaſt,
Und tuaſt die beklag'n,
So will i Dir endlich a Örtal zu ſagn,
Da draußen im Stall,
Wanns befriedigt wirds ſein,
In mei Behauſung laß i di nit ein,
Weil da Fürſten und Graſen kehren ein.

Joſef.

Tauſend Dank ſand Dir
Verſprochen, mir und Dir,
Weiſt uns haſt nicht ganz verſtoßen
Und ein Oart befinden kannſt.

Maria.

Sehet meine matten Glieder,
Ich auf das Stroh kann legen nieder
Und die Augen in ſüßer Ruah,
Sanft ſie kann ſchliaßen zua.

Im ehemaligen ſalzburgiſchen Gebiete Bayerns, in der Gegend zwiſchen Laufen und Tittmoning, iſt das „Anrollen", auch eine Art Anglöckelns, zu Hauſe. Hartmann beſchreibt dasſelbe in ſeinen Volksſchauſpielen und erzählt, daß die jungen Burſchen in den letzten drei Donnerstagen des Advents nachts zu den Häuſern kommen. Sie ſind mit Schellkränzen (Rollen) behangen und verkünden ihre Ankunſt durch lautes Jauchzen. Zwiſchen den Bewohner des Hauſes und den Anrollern beginnt nun ein luſtiges Rätſelſpiel, wobei es den erſteren darum zu tun iſt, die Vermummten an der Stimme zu erkennen. Zum Schluſſe werden die Burſchen mit gedörrtem und friſchem Obſt beſchenkt. Dieſe Nächte heißen im Volksmunde die „Anrollnächte".

Hartmann bringt eine große Zahl ſolcher Rätſel, welche alle von köſtlichem Mutterwitz und Humor, wie von ſcharfer Beobachtungsgabe zeigen. Als Beiſpiele mögen folgende dienen:

„Vettal, ſag ma wer da größt in da Kircha iſt?"
„Da Petrus, weil a üba d'Hui (Haar) anfg'wachſ'n iſt."

„Was is vourn wiar a Zwirmkliawi,
A der Mitt wiar a Waſchbliawi,
Hint wiar a Rechaſtiel?“

„Die Katze, wenn ſie den Schweif ausſtreckt.“

(Aus Hartmann „Weihnachtlied und Spiel in Ober-Bayern“. — Ob.-Bayr. Archiv Bd. 44.)

Endlich ſei noch des „Klezi, Klezi“[1]) gedacht, einer Anglöcklerſitte aus der Gegend von Oberesching. Dort ziehen vor Weihnachten Kinder und halberwachſene junge Leute vermummt herum; die Vermummung beſteht ſehr oft darin, daß ſich die Knaben als Mädchen und umgekehrt die Mädchen als Knaben verkleiden. Mit verſtellter Stimme rufen ſie „Klezi, Klezi“ in das Haus hinein und läuten dabei mit kleinen Glöckchen, ſonſt aber ſprechen ſie kein Wort, um nicht erkannt zu werden. Nach Erhalt eines kleinen Geſchenkes verlaſſen ſie wieder das Haus.

Das Frautragen im Gebirge.

Eine eigentümliche Sitte, die noch vor mehr als 20 Jahren beſtand, beſchreibt Fräulein Eyſn im Jahrgang 1899 der „Berliner Zeitſchrift für Volkskunde“, nämlich das ſogenannte „Frautagen“ in den Adventnächten des Jahres.

Der Inhalt ihrer Mitteilungen iſt im Weſentlichen folgender: In vielen Dörfern des Pinzgaues beſitzen einzelne Familien ein Frauenbildnis mit der Darſtellung von Maria Heimſuchung. Iſt der Advent herangekommen, ſo wird das Bild im Herrgottswinkel der Wohnſtube aufgeſtellt, die Nachbarsleute kommen dann abends dort zuſammen, um den Roſenkranz zu beten und althergebrachte Frauenlieder zu ſingen. Nach Beendigung der Andacht wird das Bild von einem Manne auf eine Kraxe (Rückentrage) gelegt und jung und alt begleitet den Träger mit brennenden Fackeln zum nächſten Gehöft. Dort wiederholt ſich die gleiche Andacht, daran ſchließt ſich aber in ſehr weltlicher Weiſe die entſprechende Bewirtung mit Geſang und Tanz, bei dem es manchmal ziemlich toll zuging. So wanderte das Bild in jeder Nacht in ein anderes Gut, das dauerte bis zum hl. Abend; jeder Beſitzer freute ſich, es zu beherbergen, denn er erblickte darin eine gute Ausſicht für ein reiches Erntejahr. Von der

[1]) Nach Mitteilung des Herrn Lehrer Kogler in Eching.

Kirche nie erlaubt, wurde dieſer nächtliche Aufzug, infolge des häufig damit verbundenen Unfuges, auch von der weltlichen Behörde verboten.

Im Anſchluſſe daran enthält die Abhandlung einige Frauenlieder mit den dazugehörigen Melodien. Durch Zufall iſt es auch dem Verfaſſer gelungen, ein ſolch' altes Frauenlied aus Rauris zu erhalten, das als Probe bäuerlicher Gefühlslyrik hier folgt:

1.

Ein Ilgen[1]) iſt entſproſſen
Und iſt kommen in die Welt,
Blüht ſo ſchön als wie ein Roſen
Iſt von Gott ſelbſt auserwählt.
Ohne Mackel iſt's empfangen,
Und von Anna ausgegangen.
Frohlockt die ganze Engelſchar,
Sobald ſie geboren war.

2.

Schlange du biſt ſchon gebunden,
Leg dich zu den Füßen hin.
Maria hat dich überwunden,
Deine G'walt und Kraft iſt hin.
Gott hat ſie ſelbſt auserwählet
Und zur Schutzfrau uns beſtellet,
Daß wir von der Dienſtbarkeit
Sind erlöſet und befreit.

3.

David laß die Harpfen klingen,
Stimme deine Pſalmen an.
Hilf mir doch ein Brautlied ſingen,
Komm, meine Schöne komm!
Ich will mich dir ganz ergeben,
Und mein Herz zu dir erheben.
Weil du biſt das ſchönſte G'ſchöpf,
So unter der Sonne ſchwebt.

4.

Salomon hat's vorgebildet,
Und ein Tempel aufgebaut.

[1]) Lilie.

Er hat ſchon auf dich gezielet,
Daß von Dir wird gehen aus,
Jenes Heil der ganzen Erden,
Soll aus dir geboren werden,
Weil ſonſt keine war ſo fein.
Die könnt Mutter Gottes ſein.

5.

Könnt ich deine Schönheit ſehen,
Die dich faſt in jener Welt,
Wie du biſt mit Freud umgeben,
Und wie herrlich du geſtellt,
Würd mein Herz vor dir zerfließen
Und ſich legen dir zu Füßen.
Maria hilf der Chriſtenheit,
Daß wir ſehen deine Freud.

6.

Wann endlich die Stund wird kommen,
Daß ich muß von dieſer Welt.
Könnt ich doch die Gnad erlangen
Wann die Seel' vom Leib wird ſcheiden
Tu ſie mit deiner Gnad bekleiden,
Führ's zu dir in Himmelstron,
Daß ſie dich ewig loben kann.

In dem an das Pinzgau angrenzenden Bayern beſteht dieſer Umzug in anderer Form. Dort heißt es „Anklöpfelgehen", iſt alſo verwandt mit dem an anderer Stelle beſchriebenen Anglöckeln. Es wird aufgefaßt im Sinne einer Marienverehrung und erfolgt in den erſten drei Donnerstagen des Advents. Dabei ziehen ſchöngekleidete Frauengeſtalten abends von Haus zu Haus und begehren durch Anklopfen am Fenſter Einlaß. In den Wohnſtuben werden dann von ihnen Marienlieder geſungen, wofür ſie von den Hausbewohnern mit Geld, Obſt und dergleichen beſchenkt werden.

Das Halleiner Winter- und Sommerspiel.

Nach Weihnachten ſieht man in der Umgebung von Hallein häufig zwei merkwürdig gekleidete, halbwüchſige Burſchen die Straße dahinwandern.

Der eine ist vermummt bis zu den Ohren; er kommt daher in einem alten, abgetragenen Pelzrock, dessen Fell nach außen gedreht wurde, die Pelzhaube bis über die Ohren herabgezogen und die untere Gesichtshälfte in einem dicken Wollschwahl gehüllt. Die Hände stecken in groben Fäustlingen, über die Schulter hängt ihm ein Sack, dazu trägt er noch einen festen Stock; dieser stellt den Winter dar. Sein Begleiter ist der Sommer im weißen, lichten Gewande, einen blumengezierten Strohhut auf dem Kopfe; in der Hand hält er oft ein kleines Fichtenstämmchen, das mit flatternden Bändern aus buntem Papier geschmückt ist. Bald lenken beide den von der Straße abzweigenden Fußsteig ein und stapfen im „gschlazigen" Schnee dem nächstgelegenen Bauernhaus zu, um dort den Streit zwischen Sommer und Winter vorzuführen.

Der Sommer beginnt:

Sommer: Ich tret herein zum Kindlfest,
Ich grüße die Herren aufs allerbest.
Ich will grüßen die großen wie die klein,
Sonst würd ich kein g'rechter Sommer sein.
Der Sommer werd' ich genannt,
Zieh dem Kaiser durch das Land,
Bettl das Brot und verkaufs wieder
Kommt der Winter, stoß ih'n niada.

Winter: Halt still, still, was der Winter verkünden will,
Es wird nun so kalt, daß alles tuat klinga,
Und daß Buben und Dierndl zum Ofen springa.
1, 2, 3 springt der Fuchs übern Zaun,
Kommen 7 alte Weiber mit Spieß und Spangen
Möchten den roten Fuchsen fangen.
Sie haben ihn gefangen, sie haben ihn gezogen
Aus seiner Haut den Pelz.
Also mei Summa hab noch was vergessen.
Bin 24 Wochen hintern Ofen gesessen.
Ich hab 24 Tauben im Stall,
Dö friß ich mitsambt den Federn all.
Aba nur i, der Winter alloan,
Summa dir gib ich die Boan.

Nun singt der

Sommer: Ich gehe her fürs Österreich,
Sieh von weitem den Sommer gleich.

Ja Herre, ja mein
Da Summar is fein.

Winter: I kimm heraus vom Birg ſo g'ſchwindt,
Bring nichts als Schnee und Wind,
Ja Herre, ja mein,
Da Winta is fein.

Sommer: Der Sommer kann am Kirſchbaum ſteig'n
Der Winter muß herunten bleib'n.
Ja Herre mein . . .

Winter: Steigſt du hinauf, ſo fällſt du herab,
So brichſt du deine Paar Krucken ab.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Dö Öpfl tuar i ma zuaha biagn,
Dö zeitögn tuar i en Sack einſchiabn.
Ja Herre mein . . .

Winter: Schiabſt du's ein, ſo druck is aus,
So haſt nichts als Kern und Haut.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Luſtig iſt's, wanns Wetter ſchön,
So kann ich zu mein Dierndel um d' Oſteroa gehn,
Ja Herre mein . . .

Winter: Vom Oſteroa gehn hab ich öfter ſchon ghört,
Sie ſchmecken und ſtinken, ſans abholen nöt wert.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Ich geh' herein zwiſchen zwoa Zäun,
Führ meinen Woaz' und Korn ſchön ein.
Ja Herre mein . . .

Winter: Führſt du es ein, ſo driſch ich mirs aus,
Machtma mei Gredl gute Dampfnudl draus.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Z' Johanni iſt's luſtig, wenns Wetter iſt ſchön
Kann ich zu mein Dierndl um d' Johannskrapfa geh'n.
Ja Herre mein . . .

Winter: Von dö Johannskrapfa, da muß ich lacha,
Dö ſand ja die mehran von Leinöl bacha.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Kimmt gen bald der Bartelmätag
So baos i meine Äpfeln und Birn herab.
Ja Herre mein . . .

Winter: Boas das herab, so klaub mas i auf,
So macht mir mein Gredl a gnats Kletzenbrot draus.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Winter, wo bist denn du uma g'fahrn?
Daß da dein Pelz so lausig is woarn.
Ja Herre mein . . .

Winter: Sommer, wo bist denn du uma g'fahrn?
Daß da dein Pfoad so ruaßig is woarn.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Winter, mit deiner langen Nasen
Taugst ön Schmied zum Feuer anblasen.
Ja Herre mein . . .

Winter: Sommer mit deine großen paar Aug'n
Taugst ön Bauern zum Dacheln klauben.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Wie was denn, won kein Sonna nöt wa,
Wurden die Kast'n und Stadeln lahr.
Ja Herre mein . . .

Winter: Wie was denn, wenn kein Winter nöt wa,
So kunnt'n die Herrn nöt Renuschlitten fahrn.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Winter du bist a grober G'söll,
Jagst dö alten Weiber in d'Höll.
Ja Herre mein . . .

Winter: Jag is hinein, so hoatz i brav ein,
So kinnan dö Luder brav singer und schrein.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Winter itzt bringst mi glei in d'Hitz,
I hau der oans einö, daß 's Bluat herspritzt.
Ja Herre mein . . .

Winter: Hau nur her, i weich dir nöt,
I bin der Winter und scheuch dö nöt.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Winter du därfſt mir gar nicht viel ſag'n,
I tua di glei bei der Tür ausjagen.
Ja Herre mein . . .

Winter: Und eh i mi laß bei dir ausjag'n,
Tun wir eins raufen und tun eins ſchlag'n.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Gehn wir miteinander in Laberhaufen,
Tun ma gen ſchlag'n und raufen.
Ja Herre mein . . .

Winter: Raufen und ſchlagen is no nöt gnua,
An Buckel voll Schläg kriegſt auch dazua.
Ja Herre mein . . .

Jetzt wird gerauft.

Winter: Sumer itzt haſt ma d'Hax abgſchlagn,
Jetzt kannſt mi heim Buckelkraxen trag'n.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Und ehs ich dich tua Buckelkraxen trag'n,
Eh tua i di da in Stubmboden eingrab'n.
Ja Herre mein . . .

Winter: Ja mein Sommer du haſt recht,
Biſt du mein Meiſter und ich bin dein Knecht.
Ja Herre mein . . .

Sommer: Gelt mein Winter ich hab dir getan,
Mit'n Raufen und Schlagen kannſt du mir nicht an.
Ja Herre mein . . .

Sommer und Winter: Sommer reich mir deine Hand,
Winter reich mir deine Hand,
Geh' wir mit einander ins Sommerland,
Winterland.
Ja Herre, ja mein
Alle zwoa ſan ma fein.[1])

(Empfangen ihre Geſchenke und gehen ab.)

[1]) Das „Wintar und Summar" (bei Süß, Volkslieder 207) ſtimmt mit dieſem dem Volksmunde entnommenen Liede faſt wörtlich überein.

Die Sternsinger.

Im Feſtkreis des Jahres übt das Dreikönigfeſt oder der „Obriſttag“, wie es das Volk auch benennt, auf das Gemüt des letzteren einen beſonderen Eindruck aus. Die Darſtellung der drei Könige im Spiele läßt der Phantaſie den weiteſten Spielraum und in treuherzig naiver Weiſe kleidet es die Dichtung in Worte.

Die Sternſinger gehen von Weihnachten bis nach heiligen Dreikönige, ſo ungefähr bis 14 Tage nach Sylveſter. Das Sternſingen iſt faſt im ganzen Lande gebräuchlich, beſonders in Oberndorf und in Hallein. Die Sternſinger aus dem letzten Orte kamen einſt weit in den benachbarten Pongau, aber auch in den Pinzgau; ein alter Pinzgauer Sternſingerſpruch ſagt:

„Sternſinga,
Sternſchwinga,
Iſt ſov'l fei,
Iſt ſo da Brau
s Loand aus und ei.“

Sobald das Ave Marialäuten vom Kirchturm verklungen iſt, ziehen ſie von Haus zu Haus, überall gern geſehen und begrüßt. Sie tragen über den Kleidern ein weißes Hemd und auf dem Hut eine zylinderartige Erhöhung von buntem Papier, die von innen mittelſt eines Kerzchens beleuchtet wird; außen ſtehen die drei Buchſtaben: C † M † B (Kaſpar, Melchior und Balthaſar). In der Hand haben ſie Stäbe und einer von ihnen einen großen, papierenen, mit der Darſtellung der Geburt Chriſti oder der heiligen drei Könige bemalten Stern; auch dieſer iſt von innen beleuchtet und wird während des Geſanges fortwährend gedreht.

Manchmal iſt der Stern auch aus Holz geſchnitten, zwölfteilig und mit zerſtoßenem Glasſtaub überſtreut, der in der Beleuchtung und beim Drehen flimmert, wie die Wände eines Krippenberges. Die Teile desſelben ſind abwechſelnd Strahlen und Flammen, die am Ende wieder kleinere aus Meſſingblech geſchnittene Sterne zeigen. In der Mitte iſt ein aus verſchiedenfarbigem Staniol fazettierter Stern aufgeklebt. Dieſe Form iſt beſonders im Pinzgau gebräuchlich. Statt des Sternes wird hie und da auch eine Vortragſtange benützt, die an ihrem oberen Ende zwei Platformen zeigt. Die untere größere zeigt eine Krippendarſtellung, die Anbetung der Hirten; die Figuren ſind aus Holz geſchnitzt und bemalt; auf der darüber ſich erhebenden kleineren iſt eine Almhütte, umgeben von Hirten, Schafen und Ziegen ſichtbar; das Ende der Stange iſt von einem

vergoldeten Stern gekrönt. Auch dieſe Darſtellung iſt drehbar, wobei die Stange als Achſe verwendet wird.

Die Sternſinger ſingen Lieder auf die Geburt Chriſti und auf die heiligen drei Könige; in manchen Orten führen ſie ihre Lieder ſelbſt dramatiſch auf, wobei ſich jeder beim Eintritte in die Stube ſelbſt ankündigt:

„König Kaſpar bin ich genannt,
Komm daher aus Mohrenland."

Das Ende ihres Geſanges iſt gewöhnlich eine Bitte um ein Geſchenk; ſagt doch ſchon ein alter Regensburger Druck vom Jahre 1566[1]):

„Herr Melcher ſprach im grawen Bart:
Potz plutz! potz darm! wie dürſt mich ſo hart."

Die Sternſinger waren meiſt Schifflente aus Oberndorf und Hallein, die in der verdienſtloſen Winterszeit ſich dadurch eine kleine Einnahme verſchafften. In früheren Zeiten, als noch manche Landkirchen der Orgel entbehrten, waren es die Kirchenſänger, die zur Weihnachtszeit als Sternſinger umhergingen und ſich dabei kleine Geſchenke in Geld oder Naturalien verdienten; es war dies ſehr oft ohnehin die einzige Entſchädigung für die Mühe ihres Amtes. Dieſe Zunft der Kirchenſänger beſtand ſowohl im Gebirge als auch im Salzburger Flachlande bis faſt auf das Jahr 1840; eine der berühmteſten Sängerfamilien waren die Öſchlberger von Siezenheim.

Den Inhalt der Lieder der Sternſinger kennzeichnet Hartmann in trefflicher Weiſe mit folgenden Worten:

„Was den Humor unſerer Lieder betrifft, ſo möchte ich hervorheben, daß in denſelben ja nicht das Heilige verſpottet wird. Vielmehr zielt die Satire auf die eigene menſchliche Unvollkommenheit gegenüber einer göttlichen Erſcheinung und Offenbarung."

Dem reiht ſich würdig die Anſchauung Weinholds an, wenn er ſagt: „Die heilige Vergangenheit wird zur unmittelbaren Gegenwart. Das Volk ſieht ſich ſelbſt in jenen Hirten und die Kinder begrüßen in dem Heiland ein Kind. Vertraulicher Ton, ſelbſt ein Scherz vermählt ſich mit der Andacht, ohne daß eine unſtatthafte Verbindung entſtünde; die Göttlichkeit wird nicht durch kindliche Luſt beeinträchtigt."

Von dem üblichen Sternſingen unterſcheidet ſich jenes der Bewohner von Tiefbrunnau in der Gemeinde Faiſtenau[2]) ganz gewaltig. Hier ſind die Darſteller meiſt Bauernſöhne und Knechte, welche zu Pferde bei Fackel-

[1]) Hartmann „Weihnachtslied und -Spiel", Oberbayr. Archiv Bd. 34.
[2]) Mitteilung des Herrn Schulleiter Riehl in Faiſtenau.

ſchein die ganze Nacht hindurch bis gegen 3 oder 4 Uhr früh von Gehöft zu Gehöft reiten und dort die alten Weihnachts- und Dreikönigslieder ſingen. Die heiligen Dreikönige ſind in hübſcher Gewandung, ihnen wird ein großer, wunderſchöner Stern vorgetragen. Der letzte Winter hat im Spiele eine kleine Veränderung gebracht, da ſie ſich, infolge der unerhört rieſigen Schneemengen, anſtatt der wirklichen Pferde künſtlicher Geſtelle mit Pferdeköpfen bedienten. Eine weitere Eigentümlichkeit iſt, daß ſie ſtets die beliebte Bauernfigur, der „Lippai", begleitet und durch improviſierte oder der Rolle entſprechende Witze die Zuſchauer erheitert. Er wird angeſungen und antwortet darauf; vor Beginn des Singens ruft einer der Hirten aus der Begleitung der Könige: „Jetzt haben wir an fein und an grob'n Lippai, geh' eina und lög dö nieda auf'n Bod'n." Dann folgt nachſtehender Zwiegeſang:

Chor: Lippai ſteh' auf vom Schlaf!
Lippai: Wos muaß i toan?
Chor: Daß du ſo früh ſchlafen gehſt!
Lippai: I ſchlaf ſchoan.
Chor: Geh' mit uns her auf d'Weid,
Schau was das Ding bedeut,
Is ſo licht wie beim Tag.
Lippai: Was wa denn das?
Chor: 's Kindlein liegt auf dem Heu;
Lippai: Und hat koan Bett.
Chor: Der Eſel und der Ochs dabei,
Lippai: Dö frößens nöd.
Chor: Die Engel ſeind oben,
Das Kind is geboren,
Und ſoll der Meſſias ſein!
Lippai: Nachard[1]) was fein.
Chor: Woll'n wir ihm a Opfer tragen?
Lippai: Dös war wohl recht,
's Lampi toama ſelber hab'n,
Wann er's nur möcht!
Du allerſchönſtes Kind,
Du verzeih'ſt unſere Sünd,
Wir wollens neama toan,
Geh' bitt i ſchoan.
Chor: Lippai ſteh' oamal auf!

[1]) Nachher.

Lippai: Geh gebts an Fried.
Chor: Wir müſſen ſnacha geh'n,
Lippai: I geh halt nöd.
Chor: 's Kindlein iſt voller Not
Und is der wahre Gott,
Und hat kein Herberg nöt.
Lippai: Dös glaub i nöt.

darauf ſpricht einer aus dem Chor:

„Gold und Silba tnat all's klinga,
Lippai ſteh' auf, jetzt wollen wir
Bei der Höh' auch eins ſinga."

Dann folgen Krippenlieder, wie z. B.: „Es zieht aus weiter Ferne", „Ihr Hirten ſtehet alle auf", „Heut hört' man großes Wunder".

Von den eigentlichen Dreikönigsliedern möge ob ſeines naiv humorvollen Inhaltes nachſtehendes als Beiſpiel dienen; es entſtammt einer Handſchrift aus Rauris und findet ſich auch als Variante um eine Strophe kürzer in Hartmanns „Volkstümlichen Weihnachtsliedern".

1.

Brüder nu ſechts, bin ſchon da von der Roas,
Glab'n mechts koan Menſch, was i hiez nied alls woas.
G'ſehn han i Sacha, brecha und macha
Na woll mein Das.[1])
S Kindl und Mutter und was ſisſt alls wa,
A Ochs und an Eſl, der Stall oba la.
Armut ganz Haufa, hilf davon laufa
Sach i woll a.
Uud das war deſſen, was mich ſo entſetzt,
Aber zu gleicher Zeit, mit recht großer Freid
Mein Herz ergötzt.

2.

Wie i han g'opfert, da ging i von Stall,
Außen bei ſach i, d'Soldaten ſchon all,
Lauter freund Freßa, bugladö Rößa
Leut ohne Zahl.
Gelt Bua es hamt uns di zwen nöt betrog'n,
Wir glaubten zuerſt, nur krad alls was dalog'n,
Ja ſie bekannten, 20 Eliſanten
Wan a a mitzog'n.

[1]) Eid.

Dö hamt ganze Mauern, auf'n Ruck daher trag'n,
Mögens krad zuhi loan, woans nur krad ſchnaufa doan,
Hundert daſchlag'n.

3.

Ich ſach drei Herrn, der Krippen zugeh'n,
Aner war ſchwarz wie Zigäuner und ſchön.
Sach aus an Drichal, dös gwölbt war wie a Bichal
s' Gold außa ſteh'n.
s' Gold-Drichal hat er dem Kindl verehrt,
Das war bereits deſſen was Gegenlieb werſcht.
O Himmel Voda, weilſt nur krad dada
Den Kindl was beſchert.
O wie vergun is den Kindl ſo wohl,
Jetzt mag ſein Mutter d'von,
Daß ihm was kaufen kann
Um deſſen Gold.

4.

Aſt kam der Alt, dem der Bart aha hangt,
Der ihm ſchier dreimal um d'Mitt' uma d'langt,
's Kind mit mein Späh'n han is daſeh'n,
Wies ihm empfangt.
O das hät mi bald zum Weinen bewegt,
Wies Kind den Glatzkopf die Handl auflegt.
Aus dieſem Triebe ſchau mit was Liebe
Er uns errett.
Wer dieſe Demut und Lieb nid erkennt,
Dem fehlt die Würdigkeit, daß man ihn eine Zeit
ein Menſchen nennt.

5.

Aſt kam da Dritt, wol a randiga Mon,
Der tragt auf ſein Haupt wie die andern a Kron.
Und ſein Verehren ſchmecket von Feren
handig und ſchön.
Gelt Bua der Alt hat an Weihrauch gebracht,
Der dieſen Kind die größte Ehr zugedacht,
Wie zum Exempel in Salomons Tempel
Gott man es macht.

Gott iſt, der ſant ihnen zu einen Stern,
Und da ſie ihn erkannt, gingens aus ihrem Land
Suchen den Herrn.

6.

Siehſt du, dem Heiland ſind alle Leut gleich,
Er fragt koan oanzign's, biſt arm oder reich?
Er ſagt: Vertraue, auf meine Lieb baue,
Nur nid ſcheuch.
Gott gibt uns Gnade, es leicht uns der Stern,
Daß wir ihn ſehen bei nahe und fern,
Daß wir in Leiden, wie in Freuden
Dir folgen gern.
Es ſoll im Leben uns nichts mehr verführ'n,
Wann wir nur ſind ſo g'ſcheid, daß wir zu keiner Zeit
Den Stern verlieren.

Der Palmesel-Umzug in Puch.

Der Palmſonntag gab von jeher Anlaß zu verſchiedenen Meinungen und Gebräuchen. Unter den letzteren war noch im 18. Jahrhundert der Palmeſel-Umzug in manchen Orten des Landes, ſo in Werfen, Bramberg, Tittmoning, Hallein u. ſ. w. in Übung; aber durch eine Verordnung des Erzbiſchofes Hieronymus Colloredo vom Jahre 1785 wurde dieſe Sitte verboten. Am Nonnberg ſpielte der Palmeſel eine beſonders bedeutende Rolle. Eſterl in ſeiner Chronik dieſes Stiftes ſchreibt davon; „Man pflegte in Nonnberg den Palmſonntag zum Andenken des Einzuges Chriſti mit einer beſonderen Feierlichkeit zu begehen, wobei die Statue Chriſti auf einer Eſelſigur aufgeſtellt wurde und der Eſel mit Korallen, Granaten u. dgl. ſo reichlich behangen war, daß bei dem Volke, welches alles für echte Edelſteine hielt, die Sage entſtand, er trage den Wert eines ganzen Königreiches. Wegen des Zulaufes vom Volke wurde zugleich ein Jahrmarkt gehalten, der erſt bei der gegenwärtigen Regierung unterſagt wurde, obwohl die Prozeſſion mit dem Eſel ſchon 40 Jahre früher unterbleiben mußte."

Infolge des erwähnten Verbotes mußte nicht nur der Umzug unterbleiben, ſondern man verlangte noch weiter, daß der Eſel geviertelt und ein Stück davon zum Beweiſe des gegebenen Auftrages dem Konſiſtorium

eingeliefert werde; wie verlautet, ſollen die frommen Frauen ſelbſt die Exekution vollzogen haben. Da war der Vorgänger Colloredos, der Erzbiſchof Sigismund von Schrattenbach, dieſer Sitte viel geneigter, denn er ritt ſelbſt auf weißem Zelter, umgeben von ſeinem Hofſtaate am Palmſonntag auf den Nonnberg, um der feierlichen Prozeſſion anzuwohnen; nach derſelben erhielt er für ſein Reittier eine reichgeſtickte Schabracke. Trotz des Verbotes und der Vernichtung des Eſels lebte doch der Brauch[1]) nochmals neu auf. Es wird uns erzählt: „Unter dem Nonnberger Tor ſtand anfangs der 20ger Jahre des 19. Jahrhunderts ein hölzernes Reittier, welches während der Prozeſſion am Palmſonntage mitgezogen wurde, dasſelbe war inwendig hohl. Nach der Prozeſſion wurde es wieder unter das Tor geſtellt und ſpendete während des ganzen Tages durch eine eigene Vorrichtung die in ihm vorhandenen Bockshörndl und Feigen.“

Von allen den Umzügen hat ſich bis auf unſere Tage der Palmeſelumzug in Puch bei Hallein erhalten, oder wie v. Strele in ſeiner ſehr verdienſtvollen Arbeit über den Palmeſel (Zeitſch. d. D. Oe. A.-Ver. Jahrgang 1897) vermutet, iſt er von Hallein dorthin übertragen worden. Der Eſel mit der darauf reitenden Chriſtusfigur iſt das ganze Jahr beim Kollerbauer aufbewahrt und wird am Samſtag vor dem Palmſonntag abends in die Kirche übertragen. Chriſtus[2]) trägt ein Kleid aus dunkelblauem Seidenbrokat, das am Saume mit einer Goldborte verbrämt iſt; der Bruſtlatz iſt durch ein ſilbernes Herz und Silbermünzen geſchmückt. Der ebenfalls goldverbrämte Mantel iſt aus leichtem, rotem Seidenſtoff. Auf dem Kopfe hat er eine Art Krone aus grünen, gemachten Blättern, zwiſchen denen ſich kleine, rote Blumen als Zier finden, die drei Strahlen des Nimbus ſind aus Rauſchgold. Die urſprüngliche Chriſtusfigur war nicht mit Stoffen bekleidet, ſondern angeſtrichen, das Kleid rot, der Mantel blau. Die rechte Hand hat Chriſtus ſegnend vorgeſtreckt, darüber iſt zugleich der Zügel verhängt; in der linken trägt er einen Strauß von künſtlichen Blumen, friſchen Palmzweiglein und gefärbten Hobelſcheiten, von einer roſaroten Seidenſchleife zuſammengehalten. Das Zaumzeug des Eſels zeigt die hier übliche Raurizier, die Figuren ſelbſt dürften ungefähr dreiviertel der natürlichen Größe entſprechen.

Am Palmſonntag nach der Palmweihe zieht die Prozeſſion, wie es überall üblich, um die Kirche herum; hinter den Miniſtranten, den Sängern und dem zelebrierenden Prieſter folgen zunächſt zwei Bauern, die

[1]) Muſeums-Archiv.
[2]) Mitth. d. Frl. Köppl, Lehrerin in Oberalm.

geweihte Palmzweige in den Händen haben; hierauf wird der Esel mit der Figur Christi auf einer eigens hiezu erbauten Bahre von vier Burschen getragen; dann folgt betend das Volk. Die Leute selbst tragen hier ganz besondere Palmbäume, nämlich große Aeste der Weiden, die mit geringelten, blau, gelb, rot und grün gefärbten Hobelscheiten, Aepfeln, Bretzen u. dgl. geziert sind. Der Esel bleibt dann bis Mittwoch in der Charwoche aufgestellt und als Weihopfer werden zwischen seinen Ohren Kerzen aufgesteckt und brennend unterhalten. Endlich wandert er wieder zurück zu dem früher genannten Bauern, wo er das Jahr über aufbewahrt wird.

Rittprozessionen.

Die sogenannten Rittprozessionen dürften noch im 18. Jahrhundert in einzelnen Teilen Salzburgs ziemlich häufig gewesen sein; aber auch sie haben durch eine Verordnung des Erzbischofes Hieronymus Colloredo, der durch seine kirchlichen Reformversuche manchen alten Brauch aufhob, ihr Ende gefunden. Im Jahre 1786 verlangte der Erzbischof von den einzelnen Dekanen einen Bericht, in welchen Kirchen Osterritte noch gebräuchlich seien. Es waren dies Pfarritte, welche im Umreiten der Felder und Marken bestanden, die aber gerade nicht immer zu Ostern sondern auch am Stefanstag oder zu Georgi gehalten wurden. In den an das benachbarte Oberösterreich grenzenden Gebieten war es der Pankrazitag, an welchem der übliche Mairitt, ein ursprünglich heidnisches Frühlingsfest, in christlicher Umgestaltung stattfand.

Es ist gewiß nicht uninteressant, den sagenhaften Ursprung dieser Ritte kennen zu lernen, wie sichs unser Gebirgler in der „Sage von der Glemmerbrannen oder Nimmersatten und dem heiligen Leonhard" erzählt.

Es waren die wegen der Zucht schwerer und schöner Pferde berühmten Pinzgauer, welche in uralten Zeiten auf einem Viehmarkte vor dem Gebirge eine schöne, braune, trächtige Stute einhandelten. Unter Jubel und Sang führten sie das Tier zuerst in die Glemm, jenes mehrere Meilen lange Seitental, das nördlich von Zell am See sich in westlicher Richtung, von der Saalach durchflossen, erstreckt. Die Glemmer hatten sich diesen Vorzug ausgebeten, auf ihren fetten Almen sollte sich das Wohlbefinden des Tieres noch steigern; freilich eines wußten alle miteinander nicht, daß nämlich das Roß von einem Neidhammel verzaubert war. Sie sahen das Tier frisch und gesund auf den üppigen Triften

weidend. Es warf zwei Füllen, ebenſo munter und äſig wie die Mutter. Aber bald merkten die Bauern, daß auf ihren Alpen bei der Gefräßigkeit des fremden Gezüchtes nichts mehr für ihren übrigen Viehſtand bleiben mochte und ſie baten daher dringend ihre Nachbarn, die Zeller mitzuhelfen, die braune Stute wieder aus dem Tale zu ſchaffen.

Das hielt ſchwer! Nur indem ſich die Glemmer und die Zeller vereint an den Schweif der Stute ſpannten, gelang es, ſie rückwärts auf den ſchönen Zellerboden herauszuziehen. Aber auch die Zeller merkten bald, wie ihre Alpen durch die nimmerſatte Stute ſehr kahl wurden. Sie veranſtalteten daher ein allgemeines Treibjagen und die Braune rannte mit ihren Füllen in das Fuſchertal.

Als die Gefräßige auch hier die Trift bald abgeweidet hatte, ſtreckte ſie ihren ungeheuer langen Hals über den Tauern nach Kärnten und begann dort das Gras mit der Wurzel zu verſchlingen, ſo daß ſeither die Hochalpen Kärntens ſich nicht mehr erholen können.

Die Kärntner wollten ſich gleichfalls des fremden Gaſtes eheſtens entledigen, aber nur durch ein Aufgebot der Kärntner, Pinzgauer und Pongauer gelang es, der Nimmerſatten und ihrer Füllen Herr zu werden. Sie erſchlugen das alte Ungeheuer und warfen deſſen Gebeine in den Zellerſee.

Inzwiſchen kam auch der heilige Leonhard in das Pinzgau und wies die Bauern an, die beiden Füllen bei mäßiger Atzung zu prächtigen Hengſten heranzuziehen.

Zum Danke dafür hielten die Pinzgauer alljährlich den Leonhardi-Ritt.

Ganz verſchwunden iſt übrigens dieſer Brauch nicht, denn noch wird jedes Jahr am Oſterdienſtag der Oſterritt in Unterecking bei Oberndorf abgehalten.

Um 12 Uhr mittags verſammeln ſich die Teilnehmer, es ſind dies Bauern aus der Gemeinde und der nächſten Umgebung, mit ihren Pferden bei der Weitfeldkapelle.

Von dort reiten oder „weiſen“ ſie dieſelben, alle Jahre um ein anderes Feldgebiet herum und zwar um jene Aecker, wo das meiſte Getreide ſteht. Die Pferde ſind ſorgfältig geputzt, mit bunten in die Mähne und den Schweif geflochtenen Bändern geſchmückt und tragen das beſte Geſchirr, beſonders blitzen und glänzen die blanken, meſſingenen Zierſcheiben der Zäume in der Sonne.

Zum Schluſſe ziehen ſie nach Unterecking zur Kirche und reiten dreimal um dieſe herum, wobei der Prieſter, unter dem Portal ſtehend, ſie betend mit Weihwaſſer beſprengt und ein Zechprobſt mit dem Klingel-

beutel Opfer entgegennimmt. Im Wirtshause findet dann die Feier oft durch einen glücklich geschlossenen Pferdehandel ein Ende. In großer Zahl findet sich bei der Gelegenheit insbesonders die ländliche Bevölkerung aus dem benachbarten Baiern und zwar aus der Gegend von Leobendorf, Kirchanschöring bis Fridolfing und Tittmoning ein.

Auch in dem oberhalb Oberndorf gelegenen Wallfahrtsorte Maria-Bühel wird jährlich im Mai der sogenannte Leonhardiritt abgehalten, doch soll derselbe, nach mündlicher Mitteilung, kaum dreißig Jahre bestehen.

Über den Bühelritt berichtet das „Salzburger Volksblatt" vom 15. Mai 1905 nachstehendes: „Am letzten Sonntag nachmittags 1 Uhr fand bei der Wallfahrtskirche zu Maria Bühel bei Oberndorf nach altem Herkommen der sogenannte Leonhardi-Pferderitt statt, wobei sich 72 Pferde beteiligten. Um halb 1 Uhr versammelten sich die Reiter auf ihren mit Bändern und Schleifen gezierten Pferden am Gastagberge und zogen paarweise vor 1 Uhr zur genannten Kirche. Bei dieser angelangt, teilten sie sich in vier Gruppen. Sodann ritt jede Gruppe dreimal um die Kirche herum, während der Geistliche den Reitern und Pferden Weihwasser spendete. Die hiebei von den Reitern gemachten Geldspenden werden zur Lesung von Messen zu Ehren des heiligen Leonhard verwendet. Dieser Ritt wird von jeher vom Josef Rainzbauer, Winnhartbauer und Johann Paischer, Buchnerbauer, geleitet und überwacht."

Von den Fronleichnamsritten bestand jener zu St. Jakob am Thurn[1]) am längsten, denn er wurde noch 1880 oder 1881 zum letztenmale abgehalten; dann stellten sich verschiedene Hindernisse ein, so schlechte Witterung mehrere Jahre hintereinander und anderes, die dazu beitrugen, den Ritt aufzugeben. Vor ungefähr 15 Jahren machte man wohl wieder einen Versuch, ihn neu ins Leben zu rufen, da aber die meisten Kostümstücke verkauft, verschleppt und zerrissen waren, so scheiterte derselbe.

Die Prozession fand am Fronleichnamstage vormittags statt und bewegte sich abwechselnd das eine Jahr von St. Jakob nach Elsbethen und zurück, das darauffolgende in verkehrter Ordnung. Im letzteren Falle ritten die Reiter der Prozession nur bis zum Gute Haslach, am Fuße des Berges, entgegen, mit dieser nach St. Jakob herauf und nach dem hl. Amte bis Elsbethen hinab, wo sich der Zug auflöste.

An der Spitze des Zuges ging ein Fahnenträger, dem folgten die Reiter, hierauf reihte sich wieder eine Fahne ein, daran schlossen sich die

[1]) Nach Mitteilung des Herrn Schulleiter G. Riedherr in St. Jakob.

Schulkinder, die Jungfrauen, die Schützen und die Jakobi-Bruderschaft, dann kam unter dem Traghimmel die Geistlichkeit mit dem Sanktissimum und den Beschluß machten die Männer und Weiber.

Die Zahl der Reiter, welche den Zug begleiteten schwankte zwischen 8 und 12 bis 20; dieselben waren teils Thurner, teils Elsbethner, auch Pucher nahmen daran hie und da teil. Das Kostüm der Reiter war folgendes. Alle trugen steife, gewichste Reitstiefel, ausgenähte Gamslederhosen, weiße Westen, rote Knieröcke und schwarze Hüte mit rotem Federbusch. Im Stiefel stak ein spanisches Rohr und jeder hatte einen Kavallerie-Säbel umgeschnallt. Auch die Pferde waren geschmückt; sie trugen entweder „Scheibenzeug" oder „Beindlzeug"; das erstere wurde schon beim Echingerritt erwähnt, das letztere ist der bekannte aufgenähte Kauri-schmuck, von den Bauern treffend „Schlangenkraut" benannt. Diese Geschirre wurden in den Gütern Oberkobleiten, Seeleiten und Röck aufbewahrt. Alle benützten Sättel. In der Mitte der Reiterschar ritt der „Jakobsreiter", d. h. der Darsteller des hl. Jakob, welcher das kuttenartige Pilgerkleid der Jakobi-Bruderschaft mit den Muschelschalen, dem Lederkragen und roten Pilgerhut trug. In der Hand hielt er eine dreizackige Fahne in den Farben weiß, gelb, rot. Sein Pferd, das stets ein Rappe sein mußte, hatte bloß einen roten Riemenzaun; auch wählte man einen Mann zum Darsteller, der eine tiefgebräunte Gesichtsfarbe besaß und womöglich einen schwarzen Bart trug.

Bei den Evangelien wurde Paradestellung genommen, dann kommandierte der Hauptmann: „Links g'schaut!" „Salutiert!" Der Reiterhauptmann ritt während der ganzen Feier mit blanker Waffe, während die übrigen Reiter nur bei den Hauptmomenten auf den Befehl „ergreift den Säbel" denselben zogen.

Aus der ganzen Umgebung wurden die besten Pferde ausgesucht und zu leihen genommen. Jeder Reiter mußte einen Begleiter, „Schinagler" genannt, haben, der ihm beim Schießen, beim Spiel der Musik das Pferd herhalten mußte. Zu dem Dienste eines Schinaglers wurde meist der Besitzer des Pferdes, dessen Sohn oder ein Knecht genommen.

Schon einige Tage vorher ging es ans Putzen des Pferdes und des Geschirres, die Pferde wurden eingeritten, „dressiert", und beim Festritte zeigten sie sich dann ganz stolz auf ihr Geschirr; sie mußten einen „künstlichen Gang machen", wie die Leute sagten. Übrigens kam das Prangreiten dem Betreffenden nicht gar so billig, denn auf 20 Kronen konnte man immer die Kosten hiefür veranschlagen.

Die Namen der Teilnehmer wechseln ziemlich stark; besonders ge-

nannt wurden die Söhne oder Beſitzer vom Madlbauerngut, Göslgut, Simonbauer, Rehrlbauer, Wurzer, Hintergaſteig, Hochgols, Denningbauer und andere.

Auch im benachbarten Puch ſoll einſt dieſes Prangerreiten üblich geweſen ſein, doch iſt dort dieſe Sitte ſchon viel früher erloſchen.

Zum Schluß ſei noch erwähnt, daß die Reiter auch zum Empfang des Erzbiſchofes bei kirchlichen Viſitationen aufzogen, ebenſo fanden bei großen Hochzeiten Hochzeitsritte ſtatt, aber nicht im vorerwähnten Koſtüme, ſondern im Hochzeitskleid.

Zu den Rittprozeſſionen gehört auch der „Antlaßritt im Brixentale". Wenn derſelbe heute auch auf tiroliſchem Boden ſich abſpielt, ſo war es doch durch Jahrhunderte hindurch, bis zur Säkulariſation des Erzſtiftes, ſalzburgiſches Gebiet, und die Entſtehung dieſes Rittes reicht weit in die Zeit zurück, als noch Salzburgs Erzbiſchöfe den Teil Tirols beherrſchten, der noch immer kirchlich mit der Erzdiözeſe vereinigt iſt.

An der äußerſten Grenze des Brixentales ſteht eine kleine Kapelle mit einem Gemälde von geſchichtlicher Bedeutung. Darauf ſieht man, vom Brixentale herunterkommend, einen Prieſter mit dem Allerheiligſten, Miniſtranten mit Glöcklein, Meßner, Kirchpröbſte mit Laternen und Fahnen. Hinterdrein folgen Bauern mit den Waffen des Landſturmes in den Händen und alle insgeſamt zu Pferde. Vor ihnen ſtürzen in wilder Flucht ſchwediſche Reiter über die Kitzbühler Grenze hinunter. Die Sage erzählt davon: „Im Jahre 1648 drangen die Schweden aus dem Gebiet von Kitzbühel ins Brixental vor. Die Brixentaler, nicht erſchrocken über die grauſamen Gäſte, zogen ihnen in der Schlachtordnung, wie das Bild zeigt, mutig entgegen, griffen ſie bei Klauſenbach an und ſchlugen ſie in die Flucht."

Zum Danke für dieſen Sieg halten die Brixentaler alljährlich dieſen feierlichen Auszug zur genannten Kapelle. Die Geiſtlichen mit dem hochwürdigſten Gut zu Pferde voraus, alle Männer des Tales in Volkstracht auf ihren ſtarken Roſſen hinterdrein, mit wehenden Fahnen und mit dem Schalle der Muſik, begleitet von dem Gebet des zahlreich folgenden Volkes. Vor der Kapelle werden die vier Evangelien geſungen und nach demſelben geht es wieder in derſelben Ordnung nach Hauſe.

Dieſe Prozeſſion findet ſtets am Nachmittage des Fronleichnamstages ſtatt; die öfter gehörte Redensart „bis hieher und nicht weiter, kamen die ſchwediſchen Reiter", dürfte vielleicht hierin ihren Urſprung haben.

Der Tamsweger Samson.

Seit den älteſten Zeiten fällt im Lungau dem bibliſchen Helden Samſon eine hervorragende Rolle zu; er bildet heute noch die Hauptfigur bei manchen Feſtzügen. Der Tamsweger Samſon-Umzug am Nachmittage des Fronleichnamstages wird noch immer im ganzen in derſelben Weiſe gehalten, wie vor vielen Jahrzehnten.

Der treue Beobachter und verſtändige Sammler heimatlicher Bräuche, Jg. von Kürſinger, hat in ſeinem ſehr wertvollen Buche über den Lungau den Umzug des Samſon ſo eingehend geſchildert, daß ſeinen Ausführungen wohl wenig mehr beigefügt werden kann. Nachdem aber dieſes Werk längſt vergriffen iſt und ſich nur noch vereinzelte Exemplare im Beſitze von Privaten oder Bibliotheken befinden, ſo möge wenigſtens die Schilderung oberwähnter Sitte wieder weiteren Kreiſen zugänglich werden.

Der Verfaſſer ſchreibt:

„Am Fronleichnamstage nachmittags wird der Samſon im ganzen Markt herumgetragen. Es iſt dies eine Figur von ungefähr 5½ Meter Höhe, ſo daß er weit über den erſten Stock der Häuſer hinaufreicht. Am Leibe trägt er ein langes, lichtgelbes Unterkleid (Tunika) mit einer lichtblauen an den Rändern bebänderten Jacke, über die linke Schulter herab iſt ihm ein Krummſäbel umgehangen. Über dem rotbrüchigen, wohlgenährten Geſicht glänzt ein verſilberter Kriegshelm von bunten Schwungfedern umwallt und vorne mit einem ſternförmigen Spiegel geziert. In der einen Hand hält er den Schaft einer langen Lanze ohne Spitze, in der anderen den bekannten Eſelskinnbacken. In ſeinem hohlen Leibe ſteht ein Mann, auf deſſen Schultern das ſchwere Gerippe dieſer Figur ruht. Der Träger desſelben muß ein ſehr ſtarker Mann ſein und beim Vorſchreiten muß er um ſo vorſichtiger ſein, als er nur durch zwei am Unterkleide des Samſon angebrachte Oeffnungen zu Tage ſieht und ein Sturz unter der ſchweren Laſt ihn erdrücken würde.

Vom Träger des Koloſſes bis zum Kopf desſelben iſt im Innern eine eiſerne Stange durch den hohlen Leib angebracht, mittelſt deſſen der bewegliche Kopf des Rieſen ſich nach links und rechts wenden kann.

Vor und hinter ihm zog eine Abteilung uniformierter Bürger als Leibwache, an der Spitze des Zuges ging die Muſik. Zu beiden Seiten gehen ſeine Edelfräulein, zwei weibliche Zwerge mit ungeheuren Köpfen; ihre Winzigkeit hebt die Rieſengeſtalt ihres mächtigen Gebieters umſomehr heraus.“

Den Umzug des Samſon ſchildert auch der Tamsweger Chroniſt

Rocher „Die Tamsweger Prang mit dem Samſon“ (Zeitſchrift für öſterr. Volkskunde 1896). Als kulturhiſtoriſcher Beitrag aus der Mitte des 18. Jahrhunderts möge die Stelle hier folgen: (Vor dem Samſon) „gehen die Schizen. 1. Der Hauptmann mit einem Helmborten. 2. gehen 3 Frnaſchizen (Fourier), 3. gehen 2 Trumelſchlager mnd Pfeifer, 4. gehet der Herr Kabral (Korporal) der ſie Kunadireth, 6. gehen 4 glider Schizen, in jedem glith 4 Man und auch 2 Kabral mit ihren Helmborten, 7. gehet der Sämſam (Samſon) . . . (nach demſelben) 8. gehet der Fenderich mit ſeinen ſchenen, großen Fahn, 9. gehen 2 Trumelſchlager und Pfeifer, 10. gehet ein gemainer Kabral, 11. gehen 4 glider Schizen in ieden glid 4 Man, zu lätzt ein gemainer Kabral . . . .

Die Schizen haben auch alle Rohte Röth an und Kränähtirer (Grenadier-) Hauben auf, auch auf der einen Agſel den Sähbell und auf der andern die Patran Toſchen gehanket ins Creuz.“

Wir geben wieder Kürſinger das Wort:

„Meiſter Samſon beginnt ſeinen Ausflug mit der Reverenz-Beugnng vor dem Pfleggerichtsgebäude, dann zieht er zum Dechantshof, zum Marktworſtande nnd vor die Häuſer jener, von denen er glaubt, daß ſie Wohlgefallen an ihm haben.

Wenn der Samſon vor einem Hauſe aukommt, hält der Feſtzng und bildet nm den großen Herrn einen Kreis. Die Muſik beginnt mit einem Marſch mnd geht dann in einen ſteieriſchen Tanz über. Sobald Samſon dieſe liebliche Weiſe hört, beginnt der alttestamentliche, ſchwerfällige Herr mit ſchwerem, pathetiſchem Schritte einen Steirer zu tanzen, während die ihm kaum an die Knie reichenden Zwerglein nm ihren Gebieter herumwalzen.

Die Sage geht im Volke, daß dieſer Samſon urſprünglich in Wölting geweſen iſt, deſſen Bewohner einſt von einem Erzbiſchof dieſes Samſon-Privilegium erhalten haben, wegen der Tapferkeit, die ſie in der Beſiegnng der Margarete Maultaſch bei der Feſte Turnſchall bewieſen haben.

Der Samſon dürfte als uralte Volksfeierlichkeit von den Kapuzinern nur verbeſſert worden ſein. Chroniſt Rocher ſagt, daß die von den Kapuzinern veranſtalteten Prangtage am Fronleichnamstage ſowie am Bruderſchaftsmontag beſonders durch die von ihnen eingeführten altteſtamentlichen Figuren ſehr feierlich gemacht worden.

Er beſchreibt bei Bezeichnung der Feſt-Ordnung, welche jederzeit ein P. Kapnziner als eigener Prozeſſionsmeiſter geleitet hat, unter andern die Figur des Samſon, indem er ſagt:

„7tens gehet der Sämſom. Dieſen muß ein ſtarker Man Tragen. Der hat 1 fl. lan. Diſer Trager mus auch einen Firer haben, der ihn weiſen mus, weil er nur bei zwei löchern herausſehen mus — Dieſer Sämſon iſt gros und bei 12 ſchuah hoch, er iſt gekleittet als wie ein Menſch, in der einen Hand hat er einen ſpieß auf der agſel, in der andern hat er ein Kaiwagen (Kinnbacken) bein. auch einen Säbel auf der Seiten. Den Kopf hat der. Trager auf einen Stangel, das er hin und her Trähen kann, das der Kopf hin und herſchauet. Der Trager hat iber den Rugen eine Eiſenſtang und (iſt) um die mitten mit Riem zuſammen gedornet."

Später in ſeinem Traktatus „wie bei Prang widerum alles abkumen iſt," erzählet der Chroniſt Kocher ſolgendes:

„Die Figuren hat ſchon der Kuhmiſäri Johann Senninger (fürſterzbiſchöflicher Archidiakonats-Kommiſſär 1761—1769) abkumen laſſen. es hat ihnen alles vil zu lang gedaueret, und die Ochſen-Prang wolte ihme auch nicht gefalen. Da haben ſie das Figuren ſiren ſein laſſen und nicht mehr gefiret. Darnach haben ſie gehende Figuren eingeſtöllet und angekleidet, die alt Teſtamentiſche geſchichten und Figuren vorſtöllen als nemlich den Moiſe und Aron, Aberham und Iſakh, den Goliath und Jutith und noch viele andere mehr, und das war wohl auch recht gar ſchen und das daueret bis auf das Jahr 1786. Da ſeint abgeſchaffen die Proceſianen und Prang Täg, die ſeint nicht mehr erlaubet als an den Franleichnamstag und auf den Suntag darauf zu Prangen. Und da iſt auch nicht mehr verlaubet in der Prang zu haben als Jungfrauen, Bruderſchaft Menner und die Handwerchs Zunften. An den Bruderſchaft Montag wird die Prang gehalten, aber auch kein Schiz, kein Schus, kein Figur es ſeint Tragente oder gehente; alle Tragente Pilter, alles iſt abgeſchafen."

Vogt, ein anderer Chroniſt, ſagt weiter: „In dieſem 1798ten Jahr iſt der große neue Samſon gemacht und zum erſtenmale getragen worden. Allein im Jahre 1803 wurde er wieder abgeſchafft."

Da jedoch das Volk eine beſondere Luſt und Freude an dieſen Samſon fand, ſo wurden deſſen Aufzüge bald wieder bewilligt und ſie beſtehen noch als letzter Reſt der alten Prangaufzüge.

Ähnliche Aufzüge erwähnt Kürſinger auch von Muhr und Ramingſtein. Die Muhrer leiten den Beſitz des Samſon aus den Zeiten der Margarete Maultaſch und von dem Einfall der Ungarn ab. Weil die Muhrer ſich ſo tapfer wehrten, ſo erzählt die Sage, erhielten ſie das Recht den Samſon tragen zu dürfen, als Symbol der Kraft und Tapfer-

keit. Statt des Samſon trugen die Ramingſteiner den rieſigen Philiſter Goliath herum, der vom Hirtenknaben David begleitet wurde; dabei gaben ſie den Kampf mit der Steinſchleuder, wie er im alten Teſtament beſchrieben wird, zur Schau.

Das Himmelbrotschutzen.

Dieſer uralte, nach der Überlieferung aus dem 13. Jahrhundert ſtammende Brauch, findet am Fronleichnamstage auf der Salzach zwiſchen Oberndorf und Laufen ſtatt.

Am Morgen des Feſttages werden die Bewohner durch dröhnende Böllerſchüſſe und die ſchmetternden Klänge der Muſik, die zur Tagreveille den Markt durchzieht, aus dem Schlummer geweckt. Bei dem feierlichen Umgange am Vormittage des feſtlichen Tages begleitet die Schiffergarde das Hochwürdigſte auf dem Zuge; an der Spitze die Muſik ziehen ſie vor dem letzteren her, während 12 Mann als Ehrengarde links und rechts den Himmel begleiten. Die Schützen tragen als Uniform hellrote Röcke mit gelben Metallknöpfen, weiße über die Schultern gekreuzte Riemen, an denen Patrontaſche und Säbel hängen, Jägerhüte mit weißen Federn und hechtgraue, rotpaſſepoilierte Beinkleider. Sämtliche Mannſchaft iſt mit Musketen bewaffnet, die Offiziere haben dafür Schleppſäbeln mit Portepee aber ſtatt des Jägerhutes einen zweiſpitzigen Hut mit weißen Straußenfedern und um die Mitte die Feldbinde.

In allen Gaſſen, durch welche ſich die Prozeſſion bewegt, ſind grüne Erlen-, Birken- oder Buchenäſte in den Boden geſteckt, Triumphbögen errichtet und die Häuſer mit Kränzen, die Fenſter mit Bildern und Lichtern geſchmückt. Vor dem Himmel gehen vier weißgekleidete Knaben, mit roten Schärpen um den Leib und einem rotweißen Barette auf dem Kopf. Dieſelben tragen an den vier Enden ein ſogenanntes, mit zierlicher Stickerei reich verbrämtes Schutztüchlein; in deſſen Mitte liegen vier Blumenkränzlein und in jedem derſelben eine ſchon vorher vom Prieſter geweihte (nicht conſekrierte) Hoſtie.

Während der Prieſter das erſte heilige Evangelium auf dem Marktplatz lieſt, entfernen ſich die Knaben und beſteigen ein mit Blumengewinden und Fähnchen reich verziertes Schifflein.

Nachdem der Prieſter das zweite Evangelium bei der Johannesſtatue nächſt der Brücke geleſen und ſich mit dem Sanktiſſimum auf die Brücke

begibt, wird das Schifflein der vier Knaben flott gemacht und segelt stromabwärts. In dem Augenblicke als das Schifflein unter der Brücke durchfährt, gibt der Priester den heiligen Segen und die Knaben schwingen die Hostien in die Salzach. Wenige Sekunden später und das Schifflein verschwindet hinter dem Gestade an der Altach. Die Knaben steigen ans Land und begleiten mit dem leeren Tuche gerade vor dem Himmel gehend die Prozession. Man nennt diese Handlung „Himmelbrotschutzen" und will damit ausdrücken, daß Christus das Wasser segnen und die Schiffer zu Wasser und zu Lande beschützen möge.

Das Banditenfangen.

Am Fronleichnamstage nachmittags 1 Uhr versammelt sich die Schiffergarde in Oberndorf in Uniform und voller Bewaffnung und zieht dann, die Musik an der Spitze, am rechten Ufer der Salzach eine gute Viertelstunde flußaufwärts. Dort angekommen, besteigen die Schiffer 8 bis 10 bereitstehende Schiffe, nachdem sie sich vor der Abfahrt in zwei Parteien, in Freund und Feind, geteilt hatten; die letzteren werden immer „Banditen" genannt.

Die Bemannung jedes Bootes besteht aus 6 bis 8 Mann; während der Fahrt entwickelt sich nun zwischen den Gegnern ein lebhaftes Feuergefecht. Zwischen dem Geknatter des Einzelfeuers dröhnen die Salven der Schwärme und die Banditen werden immer mehr in die Enge getrieben. Die Fahrt, während welcher die Musik ununterbrochen ihre rauschenden Märsche erklingen läßt, wird fortgesetzt bis in die Altach. Unter der Brücke werden die Banditen bereits gefangen genommen. Kaum sind die Schiffe gelandet, so entfliehen die Gefangenen und suchen eine neue Deckung auf. Sie werden aber von den Schützen verfolgt, umzingelt und festgenommen. Gefesselt durchziehen sie nun zwischen den Abteilungen der Garde den Markt, um endlich freigelassen zu werden. Damit hat das Schauspiel, das stets zahlreiche Zuschauer aus Bayern, und aus der näheren und weiteren Umgebung Oberndorfs, insbesonders auch aus Salzburg, herbeilockt, sein Ende erreicht.

In früheren Zeiten hatten die Räuber und ihre Verfolger eigene Uniformen: die ersteren trugen kurze, schwarze Jacken, rote Hosen und die Anführer hatten auf dem Kopfe rote, herabhängende Hauben, ähnlich den venetianischen Schiffermützen, während die gewöhnlichen Räuber kurz-

geſchorene Pudelmützen trugen, die Garden hingegen hatten rote Röcke, weiße Hoſen und Hüte mit rot und ſchwarzen Federbüſchen. Die Räuber waren zudem ausgerüſtet mit Flinte, Piſtolen und Dolchen.

Das Waſſerſtechen auf der Salzach.

Der Schauplatz dieſes Volksſpieles iſt die Salzach zwiſchen Laufen und Oberndorf. Vom grünen Angerl ſtoßen die gegneriſchen Schiffe von zwei verſchiedenen Punkten ab, um ſich in der Mitte des Fluſſes zu treffen. In rotweiß bemalten Zillen ſteht am „Kranzl“ (Hinterteil des Schiffes) ein Schiffer, in weißleinener Weſte, langen Beinkleidern, auf dem Kopfe ein rotes Barett mit weißroten Federn. Jeder der Kämpfenden hat im rechten Arm eine 6 bis 8 Schuh lange, hölzerne Stange, die vorne mit einer runden Scheibe abſchließt. Die vier rotgekleideten mit Federbuſch gezierten Ruderer arbeiten nach Leibeskräften, während der „Seßtaler“ genau der Richtung achtet. Hie und da hört man in der Schifferſprache die Zurufe „wahdi“, d. h. achtgeben, „giatla“ langſam oder „beiha fah“ links lenken u. ſ. w.

Der Hauptvorteil beim Stechen iſt Schnelligkeit und Gleichmäßigkeit im Rudern, damit das Schiff ſo wenig als möglich ſchwanke, denn die Kämpfer ſtanden manchmal auch auf einem frei hingeſtellten Fäßchen oder ritten auf demſelben und dann war es beinahe unmöglich, den Sturz in die Wellen zu vermeiden.

Sobald ſie ſich einander näherten, erhoben ſie langſam die Speere, ſtießen ſich auf die Bruſt und zogen raſch die Stangen wieder zurück, weil nicht nur der Stoß des Gegners, ſondern auch der Gegendruck des eigenen Stoßes aus der Haltung brachte. Der Überwundene ſtürzte gewöhnlich ſeitwärts rücklings in den Fluß und wurde ſchwimmend von ſeinem Schiffe aufgenommen. Oft geſchah es, daß beide zugleich den Halt verloren und ins Waſſer fielen, wobei dann nebſt Trompetenſchall ein allgemeines Gelächter und Händeklatſchen unter den Zuſchauern ertönte.

Dieſer Wettkampf dauerte ununterbrochen gegen zwei Stunden. Mancher der Turnierenden wagte mehr als einen Gang und ſuchte im zweiten Anlauf den Schimpf des erſten zu rächen oder die errungene Siegespalme zu behaupten.

Endlich begann ein neues Schauſpiel.

Von einem ungefähr zwei Klafter hoch über dem Waſſer geſpannten

Seil hingen mehrere Blumenkränze mit angebundenen Geldstücken herab. Um dieses Seil muß der Preislustige, während sein Nachen stromab im Nu hinweggleitet, sich hinaufschwingen und mit der einen Hand und mit übergeschlagenen Bein, sich daran solange festzuhalten trachten, bis er mit der andern ein solches Kränzlein losgebunden hat. Ist ihm dies gelungen, so nimmt er den eroberten Preis zwischen die Zähne, stürzt sich in die Fluten und gewinnt schwimmend das Ufer. Mancher verfehlt indes den Augenblick und folglich das Ziel, andere besitzen nicht Kräfte oder Geschicklichkeit genug, um hinanzuklimmen, wenn auch die Hände das Seil erreicht haben; sie müssen unverrichteter Dinge ins kalte Bad und werden noch tüchtig ausgelacht.

Auch ein Bajazzo trieb manchmal in einem Bottich daher und konnte sich ein Best holen. Dasselbe bestand ursprünglich in einer vorher getöteten, an einem Fuße aufgehängten Gans, welchem Tier er während des Fahrens den Kopf abbeißen oder wenigstens abreißen mußte; man nannte den Vorgang Gänserupfen oder Gänsereißen.

Die größte Lust für die Zuschauer bildete aber das „Hansel und Gretel" abfahren. Diese beiden närrischen Alten fuhren ruderlos jedes in einem wannenähnlichen Zuber daher, beschimpften einander in der derbsten Weise und tranken dabei unaufhörlich aus der Brantweinflasche; sobald die Strömung die beiden Fahrzeuge zusammentrieb, fingen sie an zu raufen, bis eines von ihnen im Wasser lag.

Fast in der gleichen Weise wurde seinerzeit auch in Hallein das Schifferstechen aufgeführt; besonders bei festlichen Anlässen, so z. B. beim Aufenthalt des regierenden Fürsterzbischofes oder freuder Fürstlichkeiten. Nach Halleiner Chroniken fand das letzte Wasserstechen im August 1820 zu Ehren der Anwesenheit des damaligen Kronprinzen Ferdinand statt. Das Hansel- und Gretel abfahren wurde im Mai 1884 zum letztenmal aufgeführt.

Die Prangerschützen.

Zur Feier eines jeden größeren ländlichen Festes gehört auch, daß geschossen wird und meist gilt hier der Grundsatz je mehr, desto besser; man schießt mit Böllern, kleinen Kanonen, Prangerstutzen und Gewehren. Fast in allen Dörfern besteht die Gilde der Prangerschützen, die mit der eigentümlichen Waffe, dem Prangerstutzen, ausgerüstet sind. Der letztere ist

ein Gewehr von 50 bis 60 cm Länge und mit einem Gewicht von 10, 15 bis 20 Kilo; in Plainfeld ſollen ſie ſelbſt einen Stutzen von 28 Kilo Schwere haben. Das Rohr iſt aus Glockenmetall oder Gußeiſen und deſſen Kaliber beträgt je nach der Stutzengröße 30 bis 40 mm; zum größten Teil haben die Stutzen Perkuſſionszündung, nur vereinzelt trifft man noch Steinſchloßfeuer; in dem Falle iſt derſelbe meiſt ein altes Erbſtück, das ſich ſeit vielen Jahren im Beſitze der Familie befindet. Sehr oft iſt der Schaft und das Rohr auch hübſch ornamentiert. Zum Laden des Stutzens benötigt man durchſchnittlich $^1/_4$ Kilo Pulver, darauf wird ein Papierpfropf und Erde, in neuerer Zeit aber gewöhnlich eigens geſchnittene Holzſtoppeln, geſetzt. Der Knall dieſer Waffe iſt ungemein ſtark und unterſcheidet ſich wenig von einem Schuſſe aus einem kleineren Böller.

Eine eigene Uniform tragen dieſe Schützen, deren Zahl in den einzelnen Orten zwiſchen 10 und 20 ſchwankt, in der Regel nicht, höchſtens haben ſie auf den Hüten weiße Federbüſche und rotweiße Hutſchnüre, auch den Rock zieren ſie nicht ungern mit Schützenſchnüren.

Bei den verſchiedenſten Ereigniſſen, weltlichen und kirchlichen, finden die Schützen Gelegenheit auszurücken; von den erſteren wären zu nennen: große Hochzeiten, die Ankunft des neuen Herrn Pfarrers, die Einweihung und Eröffnung öffentlicher Gebäude, wie Kapellen, Kirchen, Schulen ꝛc., das Geburtsfeſt des Kaiſers, der Beſuch hoher Perſönlichkeiten, z. B. des Erzbiſchofes, Familienfeſte, beſonders wenn es ſich dabei um die Ehrung einzelner um den Ort verdienter Perſönlichkeiten handelt. Auch in das Geknatter des Rauhnachtsſchießens miſcht ſich mitunter der dumpfere Knall aus dem Prangerſtutzen. Vor allem aber ſind es die kirchlichen Feſte, die Anlaß zum Ausrücken dieſer Truppe geben; da ſind z. B. die Auferſtehungsfeier am Charſamstag, der Schluß der Maiandacht oder einer Miſſion, das Fronleichnamsfeſt, das Dankſagungs- und Kirchweihfeſt, endlich die Primizen, welche durch Abgabe dröhnender Salven gefeiert werden.

Bei dem Fronleichnamsfeſte treten zwar ſehr oft an ihre Stelle die militäriſch organiſierten, uniformierten und mit gewöhnlichen Gewehren ausgerüſteten Bürger- und Schützengarden. Von den letzteren ſind beſonders bemerkenswert die Oberndorfer Schiffergarde, die an anderer Stelle beſchrieben wurde, und die St. Johannſer Bauernſchützen. Dieſe tragen als Kopfbedeckung ſchwarze, rauhhaarige Filzhüte in koniſcher Form, die größere Scheibe als Abſchluß, lange, braune Lodenhaftelröcke, die Offiziere haben deren grüne, kurze Hoſen, weiße Strümpfe und niedere Schuhe. Der Hauptmann iſt durch einen grünen Federbuſch, wie ihn die öſter-

reichischen Generäle tragen, ausgezeichnet. Von den Röcken erzählt man, es sei derselbe Schnitt treulich erhalten, in welchem einst anno 1809 die Väter zum Kampf gegen die Franzosen und Bayern auszogen.

Bei den kirchlichen Umgängen marschieren die Prangerschützen vor dem Himmel, unter welchem der Priester mit dem Hochwürdigsten geht. Sobald die Prozession bei einem der im Freien errichteten Altäre stille hält, damit das Evangelium gelesen werde, treten die Schützen aus dem Zuge, stellen sich 20 bis 30 Schritte seitwärts von demselben auf und der Führer befiehlt „laden".

Kaum sind dann die Worte des Priesters: „A fulgure, et tempestate" und des Chores: „Libera nos, Domine" verklungen und der sakramentale Segen gegeben, erschallt der Befehl „Feuer" und ein dröhnender Schuß weckt das Echo in den Wänden, dem folgt unmittelbar der zweite, dritte und so weiter, denn jeder Schütze in der Schützenlinie gibt einzeln seinen Schuß ab. Beim Abfeuern stehen die Schützen in Grätschstellung, den Lauf des Stutzen legen sie auf den linken Arm, während die rechte Hand den Schaft erfaßt. Im Augenblick des Losdrückens macht der Schütze zugleich die Wendung nach rechts, um den Rückstoß des Stutzens abzuschwächen, denn sonst würde er sicher zu Boden geschleudert werden.

Nach Abgabe der Salve reihen sich die Schützen wieder in den Zug ein.

Bei anderen Gelegenheiten werden auch Dauersalven abgegeben, dabei muß der erste Schütze sofort wieder laden, um nach dem Schuß des letzten unmittelbar aufs neue abfeuern zu können, auch zu zweien und dreien wird oft geschossen; will man einen besonderen Knalleffekt hervorbringen, so feuern sämliche Schützen in der Kette gleichzeitig.

Der St. Johannes-Umzug.

Über diesen Salzburger Brauch des 18. Jahrhunderts bestehen leider keinerlei Nachrichten, weder findet sich in der Literatur jener Zeit eine Zeile darüber, noch weniger vermag irgend ein in der Gegenwart Lebender Auskunft davon zu geben; nur ein Bild der volkskundlichen Abteilung im hiesigen Museum zeigt uns denselben. In einem vierräderigen Wagen, eine Art Leiterwagen, dessen rückwärtigen Teil eine Anzahl gezierter Reifen überdacht, die durch Querspangen untereinander verbunden sind, sitzt ein kleiner Knabe; unter dem rechten Arm hält er ein Lamm und

Digitized by Google

in der linken Hand trägt er ein Kreuz, welches von dem Balken herab von einem Bande umſchlungen iſt. Zu ihm beugt ſich ein bärtiger Mann herab, in merkwürdiger Gewandung; ſein ganzer Rock beſteht nur in lagenweiſe übereinander geſetzten Zatteln, wie es der Tracht des 15. Jahrhunderts entſpricht, auf dem Kopf hat er eine Art Fürſtenkappe. Der Wagen wird gezogen von einem Mädchen in der bürgerlichen Tracht des 18. Jahrhunderts.

Almreimen.

Wer jemals in den Dämmerſtunden auf einer freiliegenden Alm verweilt, wird ſich gewiß an die wohltuende, faſt feierliche Stille erinnern, die ſich über die Gehänge breitet. Es iſt geradeſo wie Schoſſar im „Gamsjagern“ ſingt:

„Alles is ſtill wie die ewig Rua,
Netta nur d'Schwoagerin und d'Glockenkua,
Hört ma a weng von der Schwoag dort unt,
So hama g'ſtanden drei Stund.“

Um dieſe Zeit vernimmt man dann oft von einer Alm zur andern einen eigentümlich langgezogenen Geſang, mit dem ſich die Sennerinnen verſtändigen und beſprechen. Dieſe Sitte findet ſich auf den Loferer- und Reiteralmen unter dem Namen „Pohötzen oder Polzen“, während ſie in der Abtenau und Scheffau „Juranden“ hieß. Es iſt ein Spiel in Tönen; in kräftigen Bruſttönen werden die einzeln Silben hinausgeſungen und von dem Lauſcher zwar ſchwach aber deutlich vernommen. Die Hütten, die oft durch einen tiefen Graben von einander getrennt ſind, liegen in der Luftlinie vielleicht nicht 2 Kilometer weit von einander, ſo daß der Almruf noch verſtanden wird.

In der Einleitung wird in der Regel eine ortsübliche Strophe geſungen, die Fortſetzung des Geſanges folgt aber dann in improviſierter Form. Der Güte des Herrn Oberlehrer Huber von Unken verdanke ich mehrere Gſtanzeln, wie ſie die Sendinnen der Loferer- und Reiteralpe erſchallen laſſen:

Koan Berg is ſo hoch
Und koan Nebl ſo dick,
Da i meinö Grüaß
Ihr nit übachö ſchick.

I kann nit ſchen ſinga
As kunnt a nit ſein,
Und i han viel z'grob z'eſſen,
Mia fallt ja nix ein.

Hiaz ſchick i en plodarösch'n
Leut'n an Gruaß
Und ſö ſoltn na plodan,
Wenns plodaſcht ſein muaß.

S'Diandl auf'n Gang
Klaubt en Plodaſam z'ſam,
Haot a Kröpfl en Hals,
Und drum plodaſcht ſös alls.

En Summar, en grean Wald,
Suach i allwöng mein Freud,
Wann d'Vögei ſchen ſingant
Und da Guggu ſchen ſchreit.

Auch von Fremden verabſchieden ſie ſich gern in der Form; einen ſolchen Abſchiedsruf bringt Hübner im 2. Bande:

„Miar ale Raita-Alma-Senna,
Dean von euk jetzat Ulab neuna,
Und wünſchen alle insgemoan,
Daß ma bald mea zoma kema doan.
Ju — hu — hu — hu — hu — he."

Vom benachbarten Baiern erzählt Hartmann im 34. Band des oberbaieriſchen Archives, daß dieſe Sitte bis in neuerer Zeit längs der ganzen Gebirgskette von Tölz bis Berchtesgaden gebräuchlich war, dort nannte man es „Gallen" z. B.:

Fidruijuhe! Gehſt auffi auf d'Alma —
Fidruijuhe! und kaſt nöt amal galna.

Antwort:

He ei juhe! Gen i umi über g'Giaſſen
He ei juhe! Tua dir dein Schatz ſchö grüaßn.

Ebenſo konnte das Almreimen früher auf unſerm Untersberg gehört werden, ſo zwiſchen der Schwaigmühl- und Klingeralpe.

Hieher kann man wohl auch die Lockrufe der Sennerinnen rechnen, wenn ſie abends von der Hütte aus dem Vieh rufen, wie z. B.:

„Seh Krissl seh! Kimm Veilchlo, he do! he do! Bräulo, Schecklo — he do, hedo! Wo bist denn mei Gamslo? Hedo, hedo! Kriagst an Klee, kriagst a Strah, a Heu. Seh Krissl, seh, kum, Krissl, hedo!“

Die Almfahrt.

Die Viehzucht ist der vornehmste Gegenstand des Salzburger Bauern, sein Stolz und die Quelle seiner Wohlhabenheit. Die Beschaffenheit des Landes begünstigt sie, denn ein großer Teil desselben besteht aus Vor- und Hochalpen, niederen und hochliegenden Weideplätzen, auf welchen die nahrhaftesten Kräuter wachsen; daher sieht nun auch Senn und Herde mit unbeschreiblicher Begierde der Alpfahrt entgegen. Darum singt auch „'s kreuzlustig Mandl“ in einem Pinzgauer Volkslied:

„Da Tag ist schon b'stimmt von gen Alm[1]) aufö fahrn,
Und da g'freid sö mei Herzal im Leib.
Richt's Brandweiglasl ein und da Stier muaß ma's trag'n
Und aft g'werscht eam der Weg wenga z'weit.
Dö Küh wern all munda, bald i Glock'n anhäng
Und sö reißend en Köttnan, daß außö geh'n mög'n,
Da Stier hebt an brüll'n und dö Glocken an knall'n,
Und so fahr ma aufö auf d'Alm.“

Wenn die Sendin das erstemal die Alpenglocke hervorlangt, schellt sie damit freudig um die Ohren ihrer Begleiter und redet sie an: „E hau du Scheckei, du Braune, du Reigeil, Roseil, Gamseil, Blümeil und du Jodel freut euch, morg'n gehn ma in unser Paradeis, das ma im vorig'n Jahr, Gott g'segns verlassen hab'n.“ Die Tage des Zuges sind wahre Festtage für die Einwohner des Gebirges. Die stattlichen Kühe werden mit Blumenkränzen, Pfauenfedern und taffetnen Schleifen geschmückt. Diese Almzier ist übrigens in den einzelnen Teilen des Landes verschieden. Besonders schönes Glockzeug haben die Bauern in Goldegg, St. Veit, im Ennstal und im Lungau. Das Glockzeug besteht aus dem Glockriemen, dem Stirnbertl und den Hörnerscheiden. Der erstere ist ungefähr 1 Meter lang und 2 Dezimeter breit, der Grund ist gefüttert mit färbigem Taffet oder mit unechtem Goldstoff, darauf sind Figuren, die aus Buchenschwamm ausgeschnitten sind, aufgenäht. Die häufigst vorkommenden

[1]) Zur Alpe.

Figuren ſind Hirſche, Herzen, der Name Jeſus und Maria, der Doppeladler, die Jahrzahl u. ſ. w. Das Stirnbertl hat gewöhnlich in der Mitte einen eingeklebten Spiegel oder ein Heiligenbild. Selbſt ein Trauerglockzeug kommt zur Verwendung. Hübner berichtet darüber: „In Filzmoos pflegt man hin und wieder das Alpenvieh trauern zu laſſen, wenn unter der Alpenzeit der Bauer oder die Bäuerin ſtarb. Die Glockenkühe haben dann Sterne von ſchwarzen und weißen Papier auf der Stirne und die Hörner werden mit gleichem Papier umwunden. Man ſieht auch weiße mit Totenköpfen oder ſchwarzen Sternen beſetzte Larven.“

Die Hälſe der Kühe ſind mit großen Glocken behängt, die an verſchiedenartig geſtickten Riemen befeſtigt ſind. Mit der Zahl des Viehes wächſt auch die Zahl der Glocken und der Stolz des Bauern, deſſen die Herde iſt. Im Pinzgau wird auf jede zehnte Kuh eine Glocke gerechnet, im ehemaligen ſalzburgiſchen Anteil am Zillertal zählte man manchmal bei etwa 40 Stück mehr als 10 Glocken.

Ein Knecht eröffnet den Zug, ihm folgt die ſchönſte Kuh der Herde, die als beſonderen Schmuck in manchen Orten eine Krone aus Silber- oder Golddraht geflochten trägt. Hinter ihr trabt eine lange Reihe ſchöngebauten und langſam wandelnden Viehes einzeln und einzeln. Hierauf folgt im lebhaften Gewühl eine Anzahl von Schafen, Ziegen und Schweinen, die von muntern Buben in Ordnung gehalten werden.

Ein Karren mit Küchengeräten, mit Mehl, Brot, Salz u. dgl. beladen, von einem Paar Ochſen gezogen, ſchließt den Zug.

Sobald der Zug einem Dorfe nahe kommt und der dumpfe Schall der Glocken den Einwohnern ſeine Ankunft verkündigt, eilt jung und alt zuſammen, um ihn zu ſehen. Zuerſt macht das Vieh auf den niederer gelegenen Weideplätzen, die man deswegen Früh- oder Voralpen, auch Vorlager nennt, halt. So wie der Winter ſich nach den höchſten Gipfeln der Berge und in den Schoß der Gletſcher zurückzieht, treibt man den Hochalpen zu. Fällt plötzlich Kälte ein oder naht rauhe Witterung heran, ſo wandert das Vieh von Neuem den Voralpen zu, um endlich um Michaeli die Heimfahrt anzutreten. Der Abtrieb iſt nicht minder feſtlich; wieder wird das Vieh mit dem Glockzeug geſchmückt oder wie es an andern Orten gebräuchlich, der Kopf der Glockkuh ganz mit Kränzen umwunden, in welchen man obenauf noch einen Strauß von Alpenblumen ſteckt. Die übrigen Kühe werden nur mit einem Kranze aus den Zweigen des Bärenkrautes (Senecio abrotanifolius L.) oder den Früchten der Hagebutroſen geziert. Im Abtenauiſchen verfertigen ſie Kränze, die abwechſelnd aus ſchmalgeſchnittenen Rechtecken aus dünnem Karton und

den Beeren der Heckenroſe oder Ebereſche beſtehen; der Abſchluß derſelben iſt entweder ein Fächer aus Buntpapier mit Rauſchgold beklebt oder eine Quaſte aus ſchmalen Papierſtreifchen. Auch der Stier, der Jodel, bekommt einen mit Flunggold gezierten, grünen Kranz um die Stirne und manchmal auch ein kleines mit bunten Bändern geſchmücktes Fichtenbäumchen zwiſchen die Hörner. Im Pinzgau hängt ihm die Sennerin hie und da ſtatt der Glocke einen hölzernen Milchſöchter um, in deſſen Mitte ein hölzerner „Glachel“[1]) beweglich angebracht iſt.

Die Sendin folgt in feſtlicher Kleidung; ſie hat vor ihrer Abreiſe von der Alpe noch den ſogenannten Aufkäsſchotten, Schnurraus oder Arrauſch verfertigt und teilt denſelben während des Zuges an ihre Bekannten aus.

Der Arrauſch iſt ein kugeliges, etwa erbſengroßes Gebäck, das aus Brandteig hergeſtellt wird. Derſelbe hält ſich lange und wird oft noch zu Weihnachten den Gäſten mit fetter „Tunk“ (Schlagobers) aufgetiſcht.

Nicht ſo fröhlich iſt der Heimzug, wenn während des Sommers ein Stück über die Felswand abgeſtürzt oder durch einen Steinfall erſchlagen wurde. Da iſt weder die Herde noch die Sendin geſchmückt, traurig geht es der Heimat zu.

Radelrecht.

Wenn man mit der Pinzgauer Bahn Zell am See verläßt, ſo ſieht man bald rechts auf einer Anhöhe ein kleines Kirchlein inmitten einer Gruppe von Bauernhäuſern gelegen, es iſt dies die alte Ortſchaft Aufhauſen. Die meiſten Güter dieſer Gemeinde waren vor Zeiten dem Stifte St. Peter zinsbar und die Beſitzer derſelben mußten alljährlich gegen Ende des Monates Oktober ihre Dienſtſchuldigkeiten dem Kloſter entrichten; dafür hatten ſie während der Eindienzeit im Stiftshofe das Radlrecht,[2]) wie letzteres genannt wurde. Da dasſelbe mehr einen ſcherzhaften Charakter an ſich hatte, ſo kann es ganz gut zu den Spielen gezählt werden.

Die Bauern lauerten vor jedem Tore des Stiftshofes auf irgend einen Harmloſen, der um dieſe Zeit den Hof betrat. Kaum hatte er einige Schritte in demſelben gemacht, wurde es hinter ihm lebendig. Zwei kräftige Pinzgauer Bauern ſtürzten auf den Überraſchten, denen andere mit einer

[1]) Klöppel.
[2]) Nach J. B. Egger, Zell am See.

Trage folgten. Alles Sträuben und Wehren half nichts, im Nu saß er auf der Trage und unter dem lauten Rufe: „Radla! Radla!“ liefen sie mit dem Ertappten um den Brunnen und dann zum Eingang in den Stiftskeller. Diesem blieb dann nichts übrig als mit sauersüßer Miene sein Beutelchen zu ziehen und sich durch ein kleines Trinkgeld aus der unangenehmen Lage zu befreien. In älterer Zeit, so erzählt man sich, wurde diese Sitte noch viel derber ausgeführt, indem man die Leute an einem um die Mitte gebundenen Strick in den Brunnen des Stiftshofes hinabließ und nach entsprechender Abfindung wieder herauszog.

Firstbaumstehlen.

Im einstigen Salzburger Gebiete Baierns, in der Gegend von Petting und Waging, wohl auch in teilweise veränderter Form diesseits der Salzach um Eching und St. Georgen, also auf salzburgischem Boden, ereignen sich beim Baue des Hauses mancherlei Späße und Eigentümlichkeiten. Wenn die Dachhölzer fertig zum Aufstellen am Bauplatze bereit liegen und der Tag zum „Heben“ bestimmt ist, kommen oftmals die letzte Nacht noch übermütige Burschen und suchen den „Firstbaum“ heraus, um ihn in einer Hütte oder Scheune zu verstecken oder auch weit hinaus ins freie Feld zu tragen. Am nächsten Tag bleibt dann dem Polier oder Bauherrn nichts übrig, als zu seinem Ärger noch eine kleine Entschädigung, bestehend in einigen Litern Bier, zu leisten, damit er durch Verrat des Verstecks die Rückgabe dieses notwendigen Holzstückes erlange. Dieser Vorgang heißt „Firstbaumstehlen“.

Nachdem sich nun auf Ansuchen des Bauherrn, die von dessen Nachbarn unentgeltlich zur Verfügung gestellten Knechte, sämtliche mit Spießen und Eisengabeln ausgerüstet, zum „Heben“ eingefunden haben, beginnt mit einem vom Polier eröffneten, kurzen, gemeinsamen Gebete und verschiedenen Glücksprüchen die Arbeit; dabei werden die einzelnen Holzteile ihren bestimmten Plätzen auf dem Dache zugeführt. Bevor das letzte Holzstück, das ist der Firstbaum, seine angewiesene Stelle erreicht, also ungefähr beim zweiten Drittel der Dachfläche versagen den Mitwirkenden auf einmal alle Kräfte, so daß der Baum eher rückwärts als vorwärts geht. Nun muß nach vorheriger Prüfung sofort „geschmiert“ und „genetzt“ werden, damit es nicht „heiß geht“ und das geschieht dadurch, daß der

Bauherr einen ordentlichen Krug Bier ſpendiert; dann gehts wieder luſtig dem Ziele zu.

Iſt endlich der geſamte Dachſtuhl zuſammengefügt, ſo wird der vom Bauherrn geſpendete „Boſch'n", ein kleines Fichtenſtämmchen, auf den äußerſten Giebel aufgeſteckt. Der „Boſch'n" iſt geſchmückt mit Tüchern, Zigarren, Bändern, manchmal auch mit Geldſtücken, welche Zier zur Verteilung an die beim Bau beſchäftigten Zimmerleute beſtimmt iſt. Steckt nun der Boſchen, ſo ſchließt der Polier mit einem Dankgebete die Arbeit und alles geht beruhigt und ſorglos zu der heute beſonders reichhaltig zubereiteten Jauſe.

Wie die Zimmerleute die Arbeit wieder aufnehmen wollen, bemerken ſie, daß der ſchön dekorierte Boſch'n verſchwunden iſt und ein einfacher, leerer Baum oder Aſt deſſen Stelle vertritt. Einer oder mehrere Nachbarsknechte haben die Gelegenheit benützt, den „Boſch'n g'ſtohl'n", denſelben in ein anderes Haus getragen und dort gut in einer Kammer verſperrt.

Ein paar Zimmerleute, meiſtens jene, welche bei der Arbeit am wenigſten verſäumen, gehen dann mit einer Laterne, mit brennendem Lichte, einer Hacke u. dgl. aus, denſelben zu ſuchen und womöglich auch zurückzubringen. Endlich haben ſie ihn gefunden und ſuchen in die Kammer einzudringen, doch die wird gut bewacht, denn die Töchter und Dirndl des Hauſes ſind bereits in einem Verſteck poſtiert und mit ſchwarzen Fingern, Waſſerkübeln, Rußpfannen u. dgl. bewaffnet.

Sobald ſich nun die beiden Suchenden daran machen, in die verſchloſſene Kammer einzudringen, werden ſie von dem „Poſten" überfallen und ausgiebig begoſſen und bemalt. So müſſen ſie unverrichteter Dinge, ohne Boſchen, den Rückzug antreten, um von ihren Kollegen aufs ärgſte verſpottet zu werden.

Nach Feierabend rüſtet ſich die ganze Handwerkerſchar, um den verlorenen Schatz, wenn notwendig mit Gewalt, wieder zu erobern. Es geht auch diesmal nicht ohne Schwierigkeiten, doch wird der Baum endlich gegen das Verſprechen einer Entſchädigung von den unrechtmäßigen Beſitzern frei gegeben. Der Ergreifer des Baumes muß ſich aber auch jetzt noch auf einige Güſſe und ſchwarze Striche gefaßt machen. Nun geht es im feierlichen Triumphzuge wieder der Bauſtelle zu. Unter Jauchzen und Muſik ſteckt man den „Firſtwein" noch für kurze Zeit auf ſeinen Platz und Räuber, Beſtohlene, wie die kampfluſtigen Dirnen ſind wieder aufs beſte ausgeſöhnt. Voll Freude über die gelungene Eroberung richten ſich die Zimmerleute einen harten, äſtigen Holzladen her und „dreſchen" auf demſelben im gleichmäßigen Takt zu 6 oder 8, daß es weithin in

der Gegend fröhlich wiederhallt, die freudige Nachricht verkündend, daß der Bau glücklich in die Lüfte ragt. Bauherr, Baumeiſter und Gönner ziehen nun ihre Börſen und laſſen einen Krug um den andern füllen, ſo daß jedermann auf ſeinen Teil kommt. Bei Tanz und Unterhaltung ergötzt ſich jetzt jung und alt die halbe Nacht hindurch.

Am nächſten Tag flattert der Boſch'n wieder auf dem Firſt, aber nur mehr mit buntem Papierſchmuck behangen, da die anderen Früchte bereits am vorhergehenden Abend an die Arbeiter verteilt wurden. Das „Dreſchen" aber wiederholen die Zimmerleute noch einige Tage und die ganze Umgebung freut ſich, wenn nach des Tages Arbeit die taktmäßigen Töne die Lüfte durchziehen.

Die Habergais.

Eine bei unſerem Landvolke des Flachgaues beliebte Darſtellung iſt die „Habergais", an manchen Orten auch der Schimmelreiter genannt. Sie erſcheint zu verſchiedenen Zeiten bei der Driſchleg, beim Brechel-tanz, zu Weihnachten und ſelbſt bei den früher von den Maxglanern in die Stadt veranſtalteten Faſchingszügen wurde ſie mitgeführt, letzteres freilich zu einer Zeit, als Maxglan wirklich noch ein Bauerndorf war und keine Spur des modernen Charakters an ſich hatte.

Die einfachſte Darſtellung dieſes halbmythiſchen Getieres iſt folgende. Der Vordermann, der mit ein wenig gebeugtem Oberleib einhergeht und zuweilen ein Büſchel Stroh vor dem Mund hält, verhüllt ſich mit einem großen und langen Leintuch Kopf und Körper. Ihm folgen zwei, manchmal auch drei Burſche, welche gleichfalls das Leintuch über ſich ziehen und ſich eng aneinanderſchließen, indem ſie mit ganz vorge-beugtem Oberkörper, die Hände auf den Rücken des Vordermannes legen. Damit ſieht das Ganze einem langen, weißen Tiere nicht unähnlich, das einen Schimmel oder die Habergais vorſtellen ſoll. Manchesmal ſetzt ſich noch ein Burſche, ebenfalls in einen weißen Lacken gehüllt, den Kopf mit einem mächtigen, breitkrämpigen Hut bedeckt, als Reiter darauf.

So lenken die Burſchen ihre Schritte zur Spinnſtube, ein Helfer reißt jäh die Tür auf und unter betäubendem Gepolter und Getrappel bringt die Habergais in die Stube, während die dort anweſenden Mägde in lautes, ängſtliches Geſchrei und Gezeter ausbrechen.

In derber Form tritt die Habergais beim Haarbrechen und beim

Getreideabdrusch auf. Der Vorgang wie er in der Gegend um Mattsee, Seeham, Berndorf gebräuchlich ist, ist etwa nachstehender.

Die Gais[1]) wird möglichst naturgetreu in der Weise hergestellt, daß ein Mann den aus Holz geschnitzten Kopf derselben, an welchem eine Plache befestigt ist, auf seinen Kopf nimmt und weitere drei Männer unter dem Tuch den Rücken bilden. Der Kopf der Habergais kann öfter auch durch eine eigene Schervorrichtung lang vorgestreckt und wieder eingezogen werden, was natürlich noch mehr Furcht und Grauen erregt; so soll bei den früher erwähnten Faschingzügen die Habergais mit ihrem Kopf beim ersten Stock in die Häuser hineingeschaut und die Leute von den Fenstern verscheucht haben.

Will man die Gais vorführen, so wird von den Teilnehmern zu dem Bauer, wo eben Haar gebrochen wird, am Morgen des gleichen Tages ein etwas maskierter Bote geschickt. In wohlgesetzten Worten fragt sich der nun an, ob am Abend die Gais kommen darf. Im bejahenden Fall wird er bewirtet, sonst aber verjagt.

Sobald die Nacht hereingebrochen, zieht die Gais mit ihren Begleitern beim ersten Bauern ein, selbstverständlich unter entsetzlichem Lärm. Ihr Gefolge besteht aus einem Treiber, der Hauptperson, dem Gaisbuben, dem Viehdoktor und mehreren vermummten Gestalten. Kaum hat die Gais die Stube betreten, wird sie krank, worauf der sich tölpelhaft stellende Doktor einen Aderlaß vornimmt.

Das Blut, beziehungsweise eine rote Farbe, welches in einer im Innern der Gais angebrachten Blase enthalten ist, wird aufgefangen und unter Schreien und Lachen auf die Anwesenden verspritzt. Dabei ist es hauptsächlich auf das weibliche Geschlecht, das sich möglichst zu schützen sucht, abgesehen. Dann folgt der Geburtsakt der Gais, wobei wieder der Doktor einzugreifen hat.

Darnach wird sie unter großem Sträuben vom Gaisbuben gemolken und es wiederholt sich das gleiche Treiben wie vorher beim Aderlaß.

Hierauf folgt die Fütterung der Gais. Diese wird von der Bäuerin vorgenommen, indem sie in das bewegliche Maul der Gais Krapfen, Nudeln und ähnliche Backwerke hineinstopft. Die Gais wird nun weiter geführt und beim nächsten Bauern das gleiche Schauspiel aufgeführt.

Auch im ehemaligen Salzburger Anteil Baierns, in der Gegend von Waging, ist die Habergais ein ständiger Gast bei der Drischleg. Eine

[1]) Nach den Mitteilungen des Herrn Silberarbeiters C. Rottmayr in Mattsee.

dem Verfaſſer zugekommene, ſehr lebendige Schilderung[1]), erzählt den Vorgang in folgender Weiſe:

Kaum iſt der Tiſch geräumt und das gemeinſame tägliche Gebet verrichtet, regt ſich ſchon die Neugierde in aller Herzen und vor allem das jüngere Perſonal kann ſich nicht mehr enthalten, aus allen Fenſtern zu gucken, ob die eigens eingeladenen Nachbarsleute, Freunde und Freundinnen ſich noch nicht nähern. Endlich vernimmt man Peitſchenknall und Glockentöne, eine Gruppe kommt um die Ecke. Alles flüchtet ſich in die Stube, das jüngere Volk — denn heute haben auch die Kinder Erlaubnis ein Stündchen länger aufzubleiben — mit heimlicher Furcht in die hinterſte Ecke. Schon poltert es an der Haustüre, der Bauer geht tapferen Schrittes zum Aufmachen, indes hat der Oberknecht den biſſigen „Tyrraß“ in den Hof geſperrt und die Gaudi beginnt. Es iſt ein Getrampel und ein Geraſſel im Hausgang, wie wenn ein Regiment Franzoſen käme; vereinzelte „mäck — mäck“ verraten, daß es die bekannte „Habergais“ iſt, welche die Nachbarsknechte zum Beſten geben. Vorſichtig und mit großer Anſtrengung führt der Schweizer „das Ding“ in die Stube; wir erblicken eine rieſige, möglichſt ungeformte Maske, eine Ziege vorſtellend, mit einer Plache überdeckt (große Leinwanddecke oder Rupfen), den vermutlichen Kopf mit einem langen Flachs- oder Roßhaarbart und zwei Federwiſchen als Hörner geziert; die Augen fehlen meiſt ganz. Der Beſitzer dieſes „Unikums“ kommt auch mit, meiſt mit ein paar ebenfalls ſehr komiſch maskierten Begleitern, die als Treiber tätig ſind und will die Gais an den Bauern (Hausherrn) verkaufen. Dieſer findet verſchiedene Mängel daran, ſie ſei blind, gebe keine Milch, ſie ſchlägt, beißt, iſt zu teuer u. ſ. w. Der Beſitzer bezeichnet das Tier als fromm, ſtreichelt es, überzeugt die Anweſenden, daß ſie wirklich Milch gibt, indem ihnen von Zeit zu Zeit aus dem „mechaniſchen Euter“ ein ziemlich wuchtiger Strahl entgegen kommt. Doch aus dem Kaufe wird nichts. Jetzt kommt der Metzger zur Tür herein und nach langem Hin- und Herhandeln kauft er das Vieh. Der Metzgerburſche mit einer Hacke ausgerüſtet, muß es gleich ſchlachten. Ein Schlag mit der Hacke auf den Kopf und das Tier fällt tot zu Boden. Nun machen ſich die Metzger daran, ihm die Haut abzuziehen. Ein Kunſtgriff ſeitens des Metzgers in die Gegend des Euters und er faßt einen Waſſerbehälter, aus dem die Milch mit einer Spritze unter die Zuſchauer früher verteilt wurde, derſelbe gießt den Inhalt der Pitſche nun in und über das Tier. Im

[1]) Von Herrn Joſef Perreiter Privat in Salzburg.

Nu fährt dieſes von ſelbſt aus der Haut und zwar in Geſtalt von 2 oder 3 mit Waſſer übergoſſener Burſchen, welchen dieſer Oberguß wohl auch ſelbſt etwas überraſchend gekommen ſein mag. Allgemeines Gelächter bildet den Schluß der Aufführung, nachdem eine weitere Unterſuchung der Haut ergeben hat, daß der Kopf des Tieres aus einem alten „Hafen“ beſtand, der in tauſend Scherben auf dem Boden liegt.

Ein anderer auch öfters angewandter Schlußeffekt beſteht darin, daß der Metzger, nachdem das Tier geſchlachtet am Boden liegt, die Eingeweide herausnimmt, wobei er nach vorſichtiger Öffnung der Haut, forſchend und ſuchend mit den Händen im Innern des Tieres herumgreift, um die ganze „G'ſchicht“ zuſammenzufaſſen und auf einmal herausnehmen zu können. In Wirklichkeit iſt ihm aber darum zu tun, ſeine vorher mit Ruß oder Ofenſchwärze beſtrichenen Hände an den Geſichtern der unter der Decke befindlichen Burſchen zu putzen, ſo daß dieſe dann zum Gelächter aller Umſtehenden mit geſchwärzten Geſichtern aus ihren Verſteck hervorkommen und dieſes oft erſt bemerken, wenn einer den andern anſieht.“

In unſerem Volksglauben iſt die Habergais überdies auch ein geſpenſtiſcher, dreibeiniger Vogel, deſſen Geſchrei Unheil verkündet, daher der Spruch „Wann dö Habergoas ſchreit, is da Tod niema weit.“ Gewöhnlich meint man den Waldkauz damit.

Spiele beim Abdreſchtanz.

Zu den beliebteſten Unterhaltungen des Landvolkes gehören unſtreitig die Abdreſchtänze, in manchen Orten auch „Driſchleg“ genannt. Dieſe Feier hängt in der Regel mit dem Tag zuſammen, an dem der Bauer mit dem Dreſchen fertig wird oder, wenn dieſer aus irgend einem Grunde nicht dazu geeignet erſcheint, an einem der nächſten Tage darauf. Die meiſten Spiele ſind entſprechend der Urwüchſigkeit des Volkscharakters ziemlich derb und ſchließen die Abſicht ein, den Uneingeweihten oder auch den Dümmeren aufſitzen zu laſſen, ihn „anzuſchmieren“, wie das Volk in ſolchem Falle zu ſagen pflegt. Nicht überall erſcheint das Spiel in den gleich derben Formen, dort aber, wo dies der Fall iſt, wird bezeichnender Weiſe die Stube bis auf die Bänke vollſtändig ausgeräumt, denn das Ausſehen derſelben iſt am nächſten Tage unbeſchreiblich. Der Verfaſſer hat ſich erlaubt, auch Spiele aufzunehmen, die im ehemaligen Salz-

burger Anteil Baierns in der Gegend von Surheim, Laufen, Waging, Tittmoning Sitte sind, und glaubt dies damit zu begründen, daß dieses Gebiet durch Jahrhunderte hindurch, fast von den Zeiten des heiligen Ruperts bis zum Jahre 1816, salzburgischer Boden war und sich hier die Eigenart des Salzburger Flachländers am besten erhalten hat. Für diese Spiele wurde beim Schluß der Beschreibung die Abkürzung „Salzburger Anteil" gewählt; zudem wird bemerkt, daß sämtliche angeführte Spiele nach Mitteilung von Persönlichkeiten[1]), die sie zum Teile selbst mitgemacht oder wenigstens gesehen haben, geschildert wurden.

Der Verlauf eines Abdreschtanzes bei einem wohlhabenden Bauern im Norden des Flachgaues ist ungefähr folgender:

In früherer Zeit, wo man alles Getreide noch mit der Handdrischel ausgedroschen hatte und das Getreide, das während des Tages vom Stroh getrennt wurde, erst nach dem Abendessen oftmals bis 9 und 10 Uhr nachts von den gleichen Arbeitern zum Verkaufe fertig geputzt werden mußte, war die Mühe und Plage gewiß keine geringe. Der Bauer bezeigte daher den Dreschern seine Anerkennung dadurch, daß er beim Ausdreschen jeder Getreideart seine Bäuerin beauftragte, Krapfen zu backen und wenn es gut ausgefallen war, — hauptsächlich beim Weizen — etwa gar noch Hasenöhrl und Strauben dazu; auch eine größere Portion Fleisch als gewöhnlich war zu Mittag für jeden Arbeiter vorgesehen. So soll sich beim allgemeinen Dresch-Schluß, d. i. bei der wirklichen Drischleg, nebst dem Hauspersonal auch die ganze Nachbarschaft über die glückliche Fechsung und das zufriedenstellende Ergebnis der mühevollen Arbeit freuen.

Schon die Morgensuppe verrät durch ihre außergewöhnliche Reichhaltigkeit den Freudentag. Zur Jause gibt es Bier, ebenso mittags feine Knödl, Fleisch über Bedarf, mit zweierlei Gemüse, Krapfen und Bier, nachmittags zur Jause auch wieder Bier und ein Stückchen Geselchtes dazu, endlich abends zieren dann Leber- und Blutwürste und Braten den Tisch, welchen meist das am Vortage aus Anlaß dieses Festes gestochene Schwein liefert.

Ist die Mahlzeit vorüber, so erscheint jener merkwürdige Gast, den wir am anderen Orte beschrieben haben, nämlich die „Habergais".

Inzwischen hat sich auch der eigens bestellte Musikant mit der Klarinette oder mit der Ziehharmonika eingefunden und noch während

[1]) Nach Mitteilungen der Herren Konrad Pichler, Lehrer in Mülln, Salzburg; L. Brandauer, Gastwirt, Morzg; J. Perreiter, Privat, Salzburg; J. Ecker, Schulleiter, Irrsdorf; R. Rottmayr, Silberarbeiter, Mattsee u. a.

des Schluſſes mit der Habergais kommen ſchon verſchieden maskierte Paare und tanzen munter im Kreiſe herum. Da erſcheint eine alte Kartenaufſchlägerin in faſt furchterregendem Koſtüm und will ihr Geſchäft ausüben, nebſtbei hat ſie auch alle möglichen Kränter und „Geiſter“ zu verkaufen, die meiſt nur aus Sägemehl, Heu, Stroh, Waſſer u. dgl. beſtehen. Auch der Drehorgel- und Guckkaſten-Mann findet ſich ein und unterhält die Anweſenden mit ſeinen Witzen. Ein paar handfeſte „Gensdarmen“ kontrollieren, verhaften und führen die ganze Geſellſchaft ab, da ſie keine ortspolizeiliche Erlaubnis zur Vorführung ihrer Künſte beſitzt. Bei dieſer Verhaftung und den unternommenen Durchbruchsverſuchen fehlt es nicht an reichlichen Lachſtoff. Nachdem noch weiter verſchiedene Masken und ähnliche Gaukler, wie Bärentreiber, Schleiferleut, Rieſendame u. ſ. w. ſich abgelöſt haben, verlieren ſich allmählig die letzteren, nicht ohne ſich vorher an einem vom Bauern gereichten, kräftigen Schluck Bier geſtärkt zu haben, in einem abgelegenen Winkel des Hauſes, um ſich dort umzuziehen und hierauf in ihrer gewöhnlichen Geſtalt wieder zu erſcheinen. Etwas gedrückt kommen diejenigen hervor, welche ſich bewußt ſind, daß ſie als Masken erkannt wurden, denn ſie können dem Spotte der Anweſenden nicht entgehen; um ſo ſtolzer ſind die Nichterkannten. Bald verſchwindet jegliche Kritik; die Mutter ſucht ihre Kinder zuſammen und ſchafft ſie zu Bette und ein fröhlicher Tanz bei Bier und Brot entwickelt ſich. Nachdem einige Touren getanzt wurden, beginnen die üblichen Unterhaltungsſpiele.

Den Anfang derſelben bildet meiſtens das Stockſchlagen; welche und wie viel Spiele gemacht werden, hängt natürlich von den örtlichen Verhältniſſen ab.

Stockschlagen.

Eine dralle Dirne nimmt auf einem Stuhle Platz und ein Burſche verbirgt, gebückt ſtehend, ſeinen Kopf in ihrem Schoß — „einhalten“. — Einer, der im Halbkreiſe aufgeſtellten Burſche, tritt vor und ſchlägt wuchtig auf jenen Körperteil, der zur Empfangnahme ſolcher Dinge geſchaffen iſt. Mit raſchem Ruck dreht ſich der Geſchlagene um und ſucht den Übeltäter zu ertappen. Das iſt nicht ſo leicht, denn alles drängt vor, er und ſeine Spießgeſellen ſchneiden die unglaublichſten Grimaſſen, um ihn irre zu führen. Rät er falſch, ſo muß er ſich noch einmal zur Zielſcheibe hergeben, im anderen Falle muß der Erratene an ſeine Stelle treten. Ein zart Beſaiteter wird jede Teilname an dieſem Spiel im Hinblicke auf die Qualität der Hiebe dankend ablehnen. (Anſ.)

Esel, wer reit?

Beim Eſelreiten nimmt einer die gleiche Stellung wie beim Stockſchlagen. Ein Zweiter ſetzt ſich auf ſeinen Rücken und fragt: „Eſel, wer reit?“ Errät er den Namen des Reitenden, muß dieſer an ſeiner Stelle und das Spiel geht wieder von vorne an. Errät er ihn nicht, ſteht ein Dritter mit dem Kopf am Erſten an. Der Erſte wird nun gefragt: „Eſel, wer ſteht an?“ Errät er's, muß der Dritte an die erſte Stelle, errät er's nicht, ſetzt ſich ein Vierter auf den Dritten und ſo fort, bis der Erſte errät, was für einer reitet oder anſteht und der Erratene nun wieder die Stelle des Erſten einnimmt. Da geraten manchmal ſo viel Reiter hintereinander, daß der Platz in der Stube nicht mehr ausreicht und die Reiterſchar in den Hausgang ſich verlängert. (Anif.)

Mühlfahren.

Zwei ſtarke Burſche tragen auf ihren Schultern eine Holzſtange. Auf dieſe ſchwingt ſich ein Dritter, ſo daß er reitend auf dieſelbe zu ſitzen kommt. Dann fragt er einen der Träger: „Hias, wo fahrſt hin?“ „I fahr in d'Mühl“, lautet die Antwort. „Nimm mi mit“, kaum iſt das geſagt, ſo erhält der Reiter von einem Träger mit dem Fuß einen tüchtigen Schlag an das Bein, ſo daß er aus dem Querſitz ſeitwärts abfällt und ſich mit aller Kraft bemühen muß, durch den Aufſchwung wieder in die vorige Stellung zurück zu gelangen. (Irrsdorf.)

Wetter machen.

Zunächſt wird die Stube verdüſtert, indem man das Licht in's Rohr des Ofens ſtellt; durch raſches Öffnen und Schließen des Rohrtürchens wird der Blitz veranſchaulicht, während man den Donner durch Trampeln mit den Füßen oder durch Schlagen auf blecherne Geſchirre hervorruft. Nun bleibt das Rohrtürchen geſchloſſen und in der Pauſe heben zwei Burſchen wohlgefüllte Gießkannen, die unter der Bank verſteckt waren, hoch und der naſſe Strahl ergießt ſich, durch die Roſe fein verteilt, auf die Geſellſchaft, die einen ſolchen Scherz nicht übel nimmt; ein Gewitter ohne Regen iſt eben nicht leicht denkbar. (Morzg.)

Aerger fällt die Geſchichte in der Eugendorfer-Gegend aus. Nachdem zuerſt alle gewitterhaften Erſcheinungen nachgeahmt werden, wird auf einmal die Türe aufgeriſſen und in der Füllung ſteht die Putzmühle. Von kräftigen Händen in Bewegung geſetzt, entquillen ihr dicke Wolken weißen Staubes. Es iſt Gipsmehl, das man vorher hineingegeben hatte; wie die Anweſenden dabei ausſehen, möge man ſich vorſtellen.

Peter und Paul-Spiel.

Zwei Burſche nehmen rittlings, die Geſichter einander zugewendet, auf einer Bank Platz. Vor ihnen ſteht eine brennende Kerze mit einigen Spänen. Nachdem ſich ſowohl der „Petrus“ als der „Paulus“ einen „Haarwuzel“ Bart in ein Naſenloch geſteckt haben, beginnt Paulus: „Peterl, i kent' da Dein Barſcht an!“ — „I wollt er brunn ſchon!“ erwidert dieſer. Paulus hat inzwiſchen ſeinen Span entzündet und dem „Haarwuzel“ ſeines Partners genähert, der natürlich hell anflodert. — „P . . . aulus!“ ſchreit der Peterl und puſtet das „P“ ſo ſtark heraus, daß bei einiger Geſchicklichkeit die Flamme erliſcht. Nun kommt der Petrus an die Reihe und bringt durch ſeinen brennenden Span den Bart des Paulus zum anflodern. Dieſer ſchreit drohend: „P . . . etrus“. Dieſes ungemein auf die Lachmuskeln wirkende Spiel währt ſo lange, bis einem Spielenden das Auspuſten nicht gelingt und er haſtig ſeinen brennenden Bart herabreißt. Verſengte „echte“ Haare erinnern ihn noch lange an ſeine Niederlage. (Anif.)

Schuſtern.

Auf einer möglichſt ſchmalen Bank nehmen zwei Burſche, die Füße nach Türkenart gekreuzt, einander gegenüber Platz. Der „Gehilfe“ (Gſöll) hält die gekreuzten Hände mit den Handtellern nach außen ſo an die Ohren, daß einem auf dieſelben geführter Schlag das Gefährliche benommen iſt. Der „Meiſter“ führt die Bewegungen eines nähenden Schuſters aus und ſagt dabei: „I hob a mol g'ſchuſtert, i hob a mol g'naht, und da hab i mein G'ſölln übern Tiſch abig'naht!“ Hiebei verabfolgt er dem „G'ſölln“ einen derben Schlag auf die rechte oder linke Kopfſeite. Dadurch gerät derſelbe ins Schwanken und macht krampfhafte Anſtrengungen das Gleichgewicht wieder zu erlangen, ſchließlich purzelt er zum Gaudium der Zuſchauer von der Bank. Der Geübte kann ſich im Gleichgewicht erhalten, wenn er erſpäht, auf welche Seite der Schlag erfolgen wird; er wird dann durch Neigen des Körpers (r. l.) die Wirkung des Schlages abſchwächen können. Nun werden die Rollen gewechſelt, der G'ſöll avanziert zum Meiſter und kommt zum Schlagen. (Anif.)

Gerben oder Leder ſchab'n.

Ein Meiſter und ein Geſelle ſetzen ſich auf den Boden, legen quer über ihre Schenkel eine Stange. Der „Lehrbub“ muß in die Mitte, die Stange unter ſeine Füße. Eine Decke wird über die Füße geworfen,

welche das Leder oder die Haut, die zu gerben ist, vorstellt und nun geht die Arbeit los, indem alle drei, jeder mit einem Löffel oder einem Stück Holz ausgerüstet darauf losschaben. Der Lehrling bekommt zur rechten Zeit eine auf die Pfoten, weil er nicht aufpaßt. Der Durst wird groß. Man reicht dem Meister ein Geschirr mit Wasser zum trinken. Dieser reicht es dem Gehilfen und auch der Lehrling darf trinken. Kaum setzt dieser den Krug an die Lippen, heben die beiden anderen rasch die Stange, so daß der Junge rückwärts hinüber purzelt und sich mit Wasser überschüttet. Ist dieser aber pfiffig, so lenkt er den Wasserstrahl gegen den Meister oder über sich hinweg auf die rückwärts Stehenden, so daß dann diese die „Angeschmierten" sind, was noch mehr Heiterkeit erregt. (Salzburger Anteil.)

Stier schlagen.

Zuerst müssen die Uneingeweihten die Stube verlassen und hierauf wird der Stier kunstvoll zusammengestellt. Die Rolle des Tieres übernimmt wieder ein Bursche, der in gebückter Stellung, die Hände aufstützend auf einen Schemel, dasteht. Auf seinen Rücken wird eine Bank mit den Füßen nach abwärts gelegt und an das Kopfende stellt man einen großen, alten Hasen, worauf die ganze Figur mit einer Plache verhüllt wird. Nun kommt der Metzger und jetzt beginnt der Handel, der lange nicht gedeihen will; alle die beim Handel üblichen Redensarten werden in der schnurrigsten Weise eingeflochten, endlich ruft der Metzger: „Han auf!", alle drängen „han auf!" — „Es gilt!" schreit der Bauer und der Handel ist geschlossen. Nach genauer Untersuchung erklärt der Metzger, der Stier sei krank und müsse gleich geschlagen werden. Der Bauer willigt ein und der Metzger holt mit dem Stocke zum wuchtigen Hieb aus und zerschlägt den unter der Plache befindlichen Topf, daß die Scherben polternd und klirrend zur Erde fallen. Der Stier fällt zusammen und wird aus der Stube geschafft. Dieses Spiel wurde seinerzeit auch als Faschingscherz in einzelnen Gasthäusern der Stadt aufgeführt. (Irrsdorf.)

Brettl bohren.

An einer Wand wird in der Höhe von anderthalb Meter eine hölzerne Schützenscheibe befestigt. Der Spieler nimmt davon ungefähr 20 Schritte Abstand und fixirt eine Zeit lang scharf die Scheibe, dabei hält er zielend einen großen Bohrer vorgestreckt. Hierauf werden ihm die Augen verbunden und er geht gerade auf die Scheibe los; sobald er

daran anstößt, bohrt er den Bohrer ein, je näher dem Zentrum desto besser. Selbstverständlich wird dabei sehr oft überhaupt die ganze Scheibe verfehlt. (Pougau.)

Scheiben schiessen.

Es wird mit der Kreide ein Kreis an die Stubentür gezeichnet, der das Ziel vorstellt. Ein 1. und 2. Schützenmeister leiten das Schießen. Der Schütze bekommt einen Stock oder eine Stange als Gewehr in die Hand, muß nun gut auf die Scheibe zielen und wird, nachdem er den richtigen Anschlag gefunden zu haben glaubt, in diesem Anschlag von einem der Schützenmeister von rückwärts, mit von diesem ihm verhaltenen Augen, dem Ziele zugeführt. Ist er dort angelangt, werden die Augen frei gegeben und er überzeugt sich, daß er oftmals leider weit gefehlt und nicht „schwarz" geschossen hat. So schießt ein Nächster, ein Dritter u. s. f. bis endlich auch der „Erwählte" daran kommt. Diesen muß ein anderer Schützenmeister führen, weil die bisherigen nichts können. Gut! Richtig schießt er „schwarz" und alles lacht auf seinen Schuß, so daß er ganz verlegen wird und sich gar nicht auskennt, bis man ihm endlich einen Spiegel vorhält und er selbst sieht, daß er von seinem Führer mit Ruß und Schwärze um die Augen während der Führung bestrichen wurde und somit richtig „schwarz" geschossen hat. (Morzg.)

Assentierung.

Es bildet sich eine Stellungskommission, deren wichtigste Person der „Regimentsarzt" ist. Die Stellungspflichtigen werden vom „Kopral" in Reih und Glied etwas abseits aufgestellt. Sie werden einzeln zum Stellungsplatz geführt, der vor einer geschlossenen Tür sich befindet, hinter der zwei handfeste Burschen Posto gefaßt haben, das Ende einer „Hopfenziach'n", die unter der Tür auf den Stellungsplatz sich fortsetzt, in den Händen. Der Regimentsarzt waltet nun in oft recht witziger Weise seines Amtes. Ertönt sein „tauglich!" so erfolgt hinter der Tür ein Ruck an der „Ziachn" und der „Taugliche" liegt unsanft auf der Erde. Viele Neulinge machen das Spiel unterhaltender, denn die Eingeweihten können sich meist vor dem Falle bewahren. (Anif.)

Soldatenspiel.

Ein in die Gebräuche noch uneingeweihter, meist von auswärts stammender Bursch, wird in möglichst unauffälliger Weise bei der Rollenverteilung mit dem Amte eines Trommlers betraut. Ein „Schaffl" wird

bodenaufwärts auf eine Bank gestellt und dem Trommler bedeutet, mit 2 Kochlöffeln sein Instrument zu bearbeiten.

Die inzwischen hinausgegangenen „Soldaten" nehmen den Mund voll Wasser und marschieren im Gänsemarsch, angeführt vom Hauptmann, dessen Mund natürlich wasserfrei ist, um den Trommler herum. Kommandoworte wie: „Habt Acht!" „Präsentiert!" „Zum Schießen!" „Ladet!" „An!" ertönen und werden von den mit Stöcken versehenen Teilnehmern entsprechend markiert. Beim Kommando „Feuer!" entleeren sich die wohlgefüllten Mäulchen auf den Trommler, der unter dem Gelächter der Gesellschaft pudelnaß davoneilt. (Anif.)

Das Bergwerk.

Bei der Tür kommt keuchend und stampfend ein uralter Mann mit langem, wallendem Flachsbart herein. Er geht tief gebückt, denn auf dem Rücken trägt er eine Kraxe (Trage), auf der ein junger Bursche sitzt. Der Alte stellt seine Last auf eine Bank, während sich der Junge in Positur richtet und wie eine aus Holz geschnitzte Figur dasteht. Nun beginnt der Alte seine Erklärung, indem er den Menschen und dessen Körperteile mit dem Innern eines Bergwerkes vergleicht, dabei mit einem dünnen Stäbchen fortwährend zeigend. In seinen Ausführungen sucht er nun viele „Schlager" einzuflechten und durch Witze, die sehr oft die Grenze des Erlaubten überschreiten, die Lachlust der Zuhörer zu entfesseln. Das Modell muß dabei durch verschiedene, mechanische Bewegungen den Inhalt des Vortrags veranschaulichen. (Morzg.)

Markstein setzen.

Zwei Nachbarn streiten sich beim Laubabkehren auf der „Moswiese" um das richtige Mark[1]), da die alten Marksteine teilweise im Moos versunken sind. Es muß nun frisch „markiert" und müssen neue Steine gesetzt werden. Die neuen Steine, Buben und Dirndl, werden auf die bestimmten Plätze gesetzt, indem die beiden Bauern sie auf ihren Händen tragen und dort niedersetzen. Das Mark geht auch hinaus auf den Hausgang. Da muß ein fester Eckstein hin und man nimmt dazu den schon im Voraus „Bestimmten", indem man ihn hinausträgt. Ein lautes Gelächter der beiden Nachbarn und ein Geschimpf des „Marksteins" wird hörbar, denn man hat ihn ins „Moos", d. h. in ein Geschirr mit Wasser gesetzt. (Salzburger Anteil.)

[1]) Im Volksmunde sächlich gebraucht.

Der Grenzstreit.

Derselbe ist nur eine Abänderung des Marksteinsetzens. Einem Uneingeweihten werden die Augen fest verbunden und derselbe mitten in die Stube auf den Boden gesetzt. Unter die offene Tür wird ein mit Wasser gefülltes Gefäß gestellt. Nun beginnt der Streit der Nachbarn. Jeder von ihnen hat, um eine eigene Klangfarbe der Sprache hervorzurufen, den Mund mit einem Holzklötzchen aufgesperrt. Der am Boden sitzende Grenzstein wird dabei immer näher dem Gefäß mit Wasser gerückt und zuletzt in dasselbe hineingesetzt. (Mattsee.)

Schimmel beschlagen.

Die Rollen sind folgendermaßen verteilt: Ein Bursche in Schurzfell mit Hammer und Zange stellt den Schmied, ein anderer den Schimmel und ein dritter einen Bauern vor. Der Schmied und der Schimmel stampfen kräftig auf den Boden, die übrigen Spieler rufen: „rrrampfu, rrrampfu“ und ahmen damit das Geräusch des Blasbalges nach. Dem Schimmel wird brennendes Werg oder Stroh zwischen den Füßen durchgezogen und schließlich wird er mit Wasser übergossen. (Irrsdorf.)

Vögel fangen.

Ein etwas komisch maskierter Vogelhändler setzt seine Falle, ein Sieb, eine Haspel oder dergleichen, auf den Boden und streut Futter auf, um Vögel zu fangen. Einige Burschen schwärzen sich in der Küche die Hände und nehmen ganz unschuldig inmitten der „Dirndl“ Platz. Der Vogelhändler kommt von Zeit zu Zeit zur Stubentür und sieht nach, ob er nichts gefangen hat. Er nimmt die gefangenen Vögel heraus, streut frisches Futter auf, und entfernt sich wieder. Bisher sind Finken, Meisen, Spatzen und verschiedene andere Vögel eingegangen. Endlich kommt er ganz siegesbewußt, frohlockt über den glücklichen Fang, nimmt ihn (markierend) vorsichtig aus der Falle und bezeichnet ihn als „Schwarzplättchen“. Auf dieses Wort hin schwärzen die Burschen alle Mädl, die sie erreichen können im Gesicht und wo es nur angeht und die „Schwarzplättchen“ sind fertig. (Salzburger Anteil.)

Vögerl malen.

Zwei Personen, von welchen eine in den Vorgang nicht eingeweiht ist, werden die Augen verbunden, worauf sich beide gegenübersetzen. Auf ein Teller wird etwas Mehl gegeben, die Rückseite aber mit einer beliebigen

trockenen Farbe oder mit Ruß beſtreut. Unter Nennung irgend eines Vogelnamens beginnt nun die Malkunſt, indem der Uneingeweihte harmlos den Finger in das Mehl taucht und damit ſeinem Gegenüber das Geſicht beſtreicht, während der andere, gleichfalls bei Ausruf eines Vogelnamens, aber die Finger in die Farbe taucht und dasſelbe vornimmt. Die Anweſenden bewahren Stillſchweigen, das nur durch leiſes Kichern unterbrochen wird. Iſt das Bild vollendet, ſo hält man dem Gemalten einen Spiegel vor und ſein verdutztes Geſicht hat das ſchallende Gelächter der Zuſchauer zur Folge. (Mattſee.)

Die Wunderhenne.

Dieſes Spiel wird in Vermummung aufgeführt. Unter der Türe erſcheinen zwei Geſtalten, die Wunderhenne und deren Treiber. Die erſtere wird von einem kleinen Burſchen dargeſtellt. Derſelbe iſt ganz in weiße Lacken eingehüllt und hat um den Hals einen dicken Strick, deſſen eine Ende der Treiber hält. Seine Rolle beſteht nun darin, ſich möglichſt ungebärdig zu ſtellen; fortwährend muß er verſuchen, ſich wie eine wütende Henne mit lautem Schreien und Gackern auf den Treiber zu ſtürzen, der dieſelbe unter Aeußerungen von Angſt und Furcht am Stricke nachzieht. Der Treiber ſelbſt iſt, wie man ſagt „türkiſch“ gekleidet. Ein zuſammengedrehtes Tuch bildet den Turban, im übrigen ſieht er furchtbar verriſſen, ja faſt halbnackt aus. Zu dieſem Darſteller eignet ſich nur ein Burſche, der ein „gutes Mundſtück“ hat, d. h. zu reden verſteht. Mit allen möglichen Lockworten bringt er endlich die Henne in die Stube, unter großem Wortſchwall, oft unterbrochen durch die Angriffe der letzteren, erklärt er, er komme aus Ägypten, wo er dieſe Wunderhenne um ſchweres Geld erworben habe; dieſelbe lege aus dem Schnabel ununterbrochen Eier. Der Darſteller der Henne zeigt nun zwiſchen den Lippen ein Ei, d. h. er hatte vorher die abgehackte Spitze eines ſolchen zwiſchen dieſe geklemmt. Unter ſeiner Hülle hatte er aber tatſächlich ein Körbchen mit Eier hängen. Es kommt nun auf die Gewandtheit des Treibers an, aus dieſem ein Ei nach dem andern ſo hervorzufangen, daß es den Anſchein hat, als würde er ſie dem Schnabel der Henne entnehmen. Je witziger er dies in Sprache und Geberde macht, deſto lauter wird die Luſt der Zuſchauer. (Morzg.)

Der Vogel Phönix.

Der Darſteller dieſer Figur hat eine ſehr gelungene Vermummung, die der Phantaſie des Volkes ein treffliches Zeugnis gibt. In den

Händen trägt er ein Sappin, die bekannte, schnabelartige Holzknechthacke, dabei ist er vom Boden bis zur Spitze der Hacke vollständig in Tücher verhüllt, nur ein kleiner Schlitz gestattet dem Träger etwas herauszusehen. Dort wo die Hacke am Stiel befestigt ist, soll ein buntes, kugelartig aufgebauschtes Tuch den Kopf des Vogels vorstellen, aus dem die eiserne Spitze der Hacke als Schnabel hervorragt, denselben kann er an sich ziehen oder verlängern. Das Erscheinen des Vogels, der ohne etwas zu sprechen, bald dahin, bald dorthin zu hacken droht, ruft bei den weiblichen Zuschauern ängstliches Gekreische und eilige Flucht hervor. (Morzg.)

Papperl füttern.

Es setzen sich mit verbundenen Augen zwei Burschen einander gegenüber auf eine Bank, in deren Mitte sich eine Schüssel mit Wasser befindet; beide sind mit einem Löffel versehen. Der eine fragt: „Papperl, magst essn?" Auf das „Ja!" des andern führt er diesem einen Löffel voll Wasser in den Mund oder wo er ihn gerade trifft, der andere macht das Gleiche. Nach mehrmaligen Wechseln lüftet der „Hellere" seine Binde immer mehr und zum Schluß gibt er dem andern statt Wasser einen inzwischen herbeigeholten Löffel mit Teig oder Mehl ganz vorsichtig in den Mund, so daß der „Papperl" fertig ist. (Morzg.)

Krähen füttern.

Dasselbe ist dem Papperl füttern ziemlich ähnlich. Die beiden Burschen haben die Augen verbunden und suchen einander einen Löffel voll Wasser nach dem andern in den Mund zu führen. Bei ihrer Tätigkeit schreien sie fortwährend: „Krah, krah!" Der eingeweihte schiebt dabei die verhüllende Binde immer höher und auf einmal reicht man ihm einen Löffel mit Salz, denn er dann im rechten Augenblick seinem Gegner in den Mund schüttet. (Morzg.)

Bären einmauern.

Die Spielenden bilden einen Kreis, die Arme dabei ineinander verschränkt. In der Mitte befindet sich der durch einen Burschen dargestellte Bär, der die Aufgabe hat durchzubrechen, was ihm auch nach langem Stoßen, Ziehen und Zerren endlich gelingt. (Morzg.)

Baum pfälzen.

Buben und Dirndl stellen sich dicht nebeneinander auf. Der Gärtner mit seinem Gehilfen steht hinter der Front mit „Edelreisern" versehen

und pfälzt dieselben auf die verschiedenen Stämme, indem er unter Bezeichnung verschiedener Obstsorten jedesmal ein Hölzchen in das Genick der Vornstehenden steckt. Nun kommt er bei seinem Auserkorenen an. Auf diesen Stamm muß er Wasserbirn pfälzen und schüttet ihm dabei eine ergibige Portion Wasser in den Hals. Mit großem Lacherfolg hat das Spiel ein Ende.

Imbheben.

Das Imbheben ist dem Markstein setzen ähnlich; dabei werden die einzelnen Bienenstöcke auch versetzt und einer derselben in eine Portion Teig oder auch ins Wasser gesetzt.

Pantoffel suchen.

Ein beliebtes Spiel ist das Pantoffel suchen. Alle Burschen und Männer setzen sich am Boden mit erhobenen Knieen im Kreise herum, die Hände unter den Knieen. Ein Pantoffel macht die unsichtbare Runde, vor- und rückwärts nach Belieben unter den Füßen der Sitzenden. Der „Suchende" steht außer dem Kreise und muß solange suchen, bis er den Pantoffel bei einem der am Boden Sitzenden hervorholt, dann tritt er seine Fnnktion an diesen ab, indem er sich an dessen Stelle setzt und der andere sucht.

Eichkatzl fangen.

Wie das vorige Spiel geht auch das „Eichkatzl fangen", wobei auch die Weibsleute mitspielen. Statt auf dem Boden setzt man sich rings herum auf die Bänke und läßt das „Eichkatzl", meist ein verknüpftes Handtuch, hinter dem Rücken hin- und herspazieren.

Kerzenfangen.

In einem weiten bis nahe znm Rande mit Wasser gefüllten Schaffe schwimmt eine Kerze. Die Aufgabe des Spielers besteht nun darin, diese mit dem Munde zu haschen und herauszuziehen, dabei hat er die Hände auf den Rücken zu verschränken. Die Sache ist nicht leicht, weil die Kerze bei der geringsten Bewegung des Wassers untertaucht oder wegschwimmt. Manche branchen dazu oft 5 bis 10 Minuten bis das Kunststück gelungen ist. Der Spieler verschlnckt dabei ungeheuer viel Wasser und läuft bei dem Übermute der Gesellschaft Gefahr, überhaupt mit dem Kopfe untergetaucht zu werden. (Anif.)

Teig stehlen.

Auch bei dem Spiel kommt es darauf an, einen hineinfallen zu lassen. Ein Bursche sitzt auf dem Boden und zwischen seine Beine wird ein Häufchen Teig gelegt. In die Hände bekommt er Messer und Gabel, damit muß er die Angriffe auf den Teig abwehren. Neckend suchen ihm einige den Teig zu entreißen, doch müssen sie den Versuch vor den drohenden Hieben unterlassen. Auf einmal packen kräftige Arme den sitzenden Burschen an den Beinen und ziehen ihn über den Teig hinweg. (Irrsdorf.)

Kropfschneiden.

Zur Türe kommt ein riesig kropfsichter Bursche herein; die Leute reden ihm zu, weil gerade der Bader da sei, er möge sich seinen Kropf aufschneiden lassen, worin er endlich einwilligt. Nun werden allerlei Vorbereitungen unter guten und schlechten, meist sehr derben Witzen hiezu getroffen. Jetzt schneidet der Bader mit scharfen Messer hinein und es quillt Blut und Verschiedenes heraus, um in einer bereit gehaltenen Schüssel aufgefangen zu werden. Der Kropf war nämlich eine Schweinsblase, die mit der Brühe der roten Rüben, gesottenen und geschälten Kartoffelstückchen u. dgl. gefüllt wurde. Diese Operation soll übrigens öfters bei den Zuschauern selbst nicht nur Unbehagen, sondern auch Unwohlsein hervorrufen. (Morzg, auch im Pongau.)

Rührmilli handeln.

Der Händler, ausgestattet wie der „Sauhändler", hat auf dem Schemel einen Topf mit „Rührmilli". Dieselbe ist aber meist ein undefinierbares, eckelhaftes Gemisch verschiedener Substanzen, dem durch Tabakasche und dergleichen erst die richtige Würze gegeben wird. Nun beginnt der Händler seine Ware anzupreisen. Wehe dem Unvorsichtigen, der mit einem „Ja" oder Nein" auf das improvisierte Gespräch des Verführers antwortet. Ein Hadern in die Rührmilli getaucht, fliegt ihm um die Ohren und befriedigt grinsend zieht der Händler zum Nächsten in der Reihe. (Auif.)

Sau handeln.

Ein Bursche, der durch ein zwischen die Zähne geklemmtes Hölzchen seiner Sprache eine zweckentsprechende Verunstaltung verleiht, begibt sich auf die Handelschaft, indem er auf einem Fußschemel reitet, der den Wagen zu markieren hat. Seine bessere Hälfte, ein Bursche in entspre-

chender Verkleidung, den Rücken mit einem Kopfkissen wohl verwahrt kniet bei der Hühnersteige und widmet sich anscheinend mit vollster Hingabe dem Wohle ihrer Pflegebefohlenen. Während ihr Mann eifrig bemüht ist Schweine zu erhandeln, schleicht sie sich herzu und gibt durch Gesten und halblaute Zurufe dem Verkäufer zu verstehen, daß ihr Gespons kein Geld besitze. Wird der sich halbtaub stellende Händler auf die Aussagen seines Weibes verwiesen, so dreht er sich schwerfällig nach allen Richtungen um, indes sein Weib sich dicht hinter ihm seinen Blicken zu entziehen sucht. Das geht so eine Weile fort, endlich erblickt er die Warnerin und beginnt nun unter einer Flut von Schimpfworten mit dem „Waschbloi", den er mit sich führt, den Rücken seiner Frau zu bearbeiten; das Geheul der Geschlagenen wird allmählich schwächer, endlich sinkt sie wie tot zu Boden. Der Mann beginnt nun eine umständliche Untersuchung, bricht in ein Jammergeheul aus und beginnt schluchzend die Tugenden der Verstorbenen zu preisen und geberdet sich als untröstlicher Witwer. Kaum aber ist die Teure von 4 Burschen (Leichenträgern) hinausgetragen worden, so beginnt er unter den anwesenden Dirnen die Suche nach einer passenden Braut. Endlich findet sich eine, ein allgemeiner Rundtanz beginnt, aber dazwischen stürmt die Totgeglaubte und schwärzt die Gesichter der tanzenden Dirnen mit den rußbestrichenen Händen. Schreiend stiebt alles auseinander. (Anif.)

Lazarus ist gestorben.

Lazarus legt sich als tot auf eine in der Mitte der Stube stehende Bank und wird mit einer Plache bedeckt. Seine Freunde, mehrere mit langen Bärten, Mänteln und Lichtern versehene Burschen, kommen zur Türe herein und tanzen und singen um ihn herum. Sie ergreifen die Bank mit dem Toten und tragen ihn in den Hausgang, um ihn zu begraben. Nachdem er begraben worden war, sollte er wieder zum Leben erweckt werden; dazu muß man eine Frau haben, die für ihn im Grabe bleibt und die von einem seiner Freunde zu diesem Zwecke aus den Anwesenden geraubt wird. Diese kommt zu Lazarus in's Grab d. h. unter die Plache.

Nun trägt man beide vereint wieder herein, macht alle möglichen Geberden und sagt verschiedene Sprüche, bis endlich die Zeit der Erweckung da ist und es heißt: „Lazarus, komm heraus!" Nun erhebt sich Lazarus und lebt. Jetzt soll aber auch die Frau erweckt werden und es geschieht nach einer Pause auch. Zum Erstaunen aller Anwesenden aber bemerkt man, daß die Frau im Grabe durch Lazarus an Gesicht und

Digitized by Google

Händen ganz geschwärzt wurde und fast nicht mehr zu erkennen ist. Voll Freude über diese Wiedervereinigung nimmt Lazarus seine Frau und beginnt mit ihr einen fröhlichen Tanz, dem sich die übrigen auch anschließen. (Salzburger Anteil.)

Kloster gehen.

Die Teilnehmer, außer den Leitern, begeben sich auf den Hausgang. In der Stube wird eine Plache auf den Boden gebreitet. Inmitten der Stube stellt man eine mit einem Tuch bis auf den Boden behängte Bank so über die Plache, daß die Bankfüße frei auf dem Boden stehen. Der Quardian nebst einem Doktor nehmen auf dieser Bank Platz; zwei Hausknechte knieen hinter der Bank auf dem Boden, so daß sie von den Eintretenden nicht bemerkt werden. Der Eintretende, der ins Kloster gehen will, wird vom Doktor untersucht. Diese Untersuchung, sowie auch das Examen des Quardian ergeben keine Fähigkeit zum Klostergehen. Jetzt kommt der Erwählte, er ist zufällig ganz gesund und vollkommen geeignet für das Kloster; darf auch den „geweihten" Boden betreten, indem man ihn auf die Plache stehen heißt.

Nach verschiedenem Schnicks, Schnacks gibt der Quardian Befehl mit den Worten: „Läut's z'sam!" — Ein kräftiger Ruck der beiden Hausknechte mit der Plache und — der geprellte Klosterbruder liegt wieder seinen Willen am Boden. (Salzburger Anteil.)

Auf die fortwährende Anstrengung bei Spiel und Tanz fordert auch der Magen sein Recht — und die Bäuerin hat dafür gesorgt, indem sie eine große Schüssel voll Kaffee, Klotzen- oder Zwetschkenbrühe mit Krapfen auf den Tisch gestellt und alles hiezu eingeladen hat. Die Anwesenden lassen sich's nicht zweimal schaffen, so daß die Schüsseln oft mehrmals gefüllt werden müssen, bis die Teilnehmer wieder Kraft zu einem neuen Tänzchen bekommen. Leider mahnt die Uhr zu früh noch für alle zum heimgehen. Jeder sucht seine Siebensachen zusammen und mit einigen „Küchl" von der Bäuerin beschenkt, steuert alles seiner Behausung zu.

Ähnliche Unterhaltungen wie beim Abdreschtanz, finden auch beim „Brecheln", d. i. am letzten Tag, wo der Flachs gebrechelt wird, unter dem Namen „Brecheltanz" statt. Bei dieser Gelegenheit kommt man aber nicht maskiert, sondern nur in Alltagskleidern zusammen und unterhält sich fast in gleicher Weise.

Der Alperer.

Zu den weniger bekannten Aufzügen gehört der einſt im Pinzgau gebräuchliche Alperer;[1]) ſelbſt der ſonſt ſo treue Schilderer des Volkslebens, Kürſinger, ſagt in ſeinem Buche „Ober-Pinzgau“ darüber: „Kaum mehr als in der Erinnerung leben das Alpenfahren (eine Art des im Pongau heimiſchen Kühtreibens)“. Und doch hat ſich dieſe Sitte faſt bis in unſere Tage erhalten. So berichtet die „Salzburger Chronik“ vom 19. November 1894, daß in den Tagen vom 10. auf den 11. November desſelben Jahres unter furchtbar wüſtem Lärm in Wald der „Alperer“ abgehalten wurde. Dieſe Sitte fand in den 70 und 80ger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch häufiger ſtatt und ſollte nach Meinung des Volkes nichts anderes ſein, als die Darſtellung eines Stückes „Almerlebens“, gleichſam die Erinnerung an die ſchöne Almenzeit im Bilde des Abtriebes von der Alm, dies iſt der Eindruck, den man aus der Schilderung der Leute hierüber gewinnt.

Der Verlauf dieſes Aufzuges iſt nun folgender:

Der Alperer fand immer und ausnahmslos am Vorabend von Martini, d. i. am 10. November jeden Jahres ſtatt. Zu dem Umzug vereinigten ſich die Burſchen der vier Gemeinden des Ober-Pinzgaus: Bramberg, Neukirchen, Krimml und Wald. Wenn nun der letzte Dämmerſchein des Abends übergeht in das Dunkel der Nacht, dann vernimmt man im Tale ganz rätſelhafte, hohle, langgezogene Töne, welche anſcheinend aus der Luft niederſchweben; ſie rühren von den ſogenannten „Büllhörnern“ her und ſind Zeichen, womit ſich die Sonnſeitner mit den Schattſeitner Burſchen zum Aufbruche verſtändigen. Die Bramberger als die weiteſt Entfernten brechen zuerſt auf und ziehen der Landſtraße entlang nach Neukirchen, dort ſchließen ſich die Neukirchner an und nun ſetzt ſich der Zug fort gegen Wald, auf welcher Strecke ihnen die Walder entgegen kommen, um vereint mit den übrigen weiterzuziehen und ſchließlich den Alperer nach Ankunft der Krimmler beim Walderwirt „einzutoan“ — gleichſam eintun der Herde in den Stall — und den Zug aufzulöſen.

Wenn auch die Teilnehmer nicht verkleidet oder vermummt, ſondern im gewöhnlichen Gewande eines Hirten auf der Alm ſich bei dem Zuge einfinden, ſo ſind ſie doch mit Eßglocken, Tuſchglocken, wie ſie das Almvieh in verſchiedenſter Größe trägt oder mit Schellkränzen behangen.

[1]) Siehe auch des Verfaſſers ausführlichere Darſtellung in den „Mitteilungen der Geſellſchaft für Salzburger Landeskunde“ XLI. Bd.

Manche davon, das ſind die „Melcher oder Küahbuben", ſind auch mit langen Peitſchen, „Klöcken" genannt, verſehen.

Der Lärm, der mit dieſen Gegenſtänden verurſacht wird, wirkt allein ſchon ohrenbetäubend, derſelbe wird aber noch ins Maßloſe geſteigert durch gellende Juchzer, ſchrilles Pfeifen und Schreien der Burſchen, welche ſich bemühen, die verſchiedenen Laute des Alpenviehes möglichſt kräftig und naturgetreu nachzuahmen. Beſonders Ausrufe, die beim Viehtrieb üblich, wie: „Hu", „gehſt zuahi", „Glückei", „heſcht auf ſtechen", „Stoäſl" miſchen ſich darein. Mit Zaunlatten, ſogenannten „Giaſchtn", welche aus anderthalb Klafter langen Baumſtämmen verfertigt werden und die vom obern bis nahe zum untern Ende geſpalten ſind, ſchlagen ſie im Vorbeigehen an Heuſtadl, Zäune u. dgl., wodurch ein weithin hörbarer, klatſchender Ton erzeugt wird.

Dazwiſchen werden Lieder geſungen, nicht vierzeilige, ſondern meiſt „Almer- und Trutzlieder", jedoch keine, welche auf den Alperer Bezug hätten.

In den Durchzugsorten wird Halt gemacht und beim Dorfbrunnen „gewaſſert", — wäſſern der Herde auf der Alm — dann bewegt ſich der Zug weiter zum Ziel.

Die Zahl der Teilnehmer iſt mittlerweile auf 70 bis 80 angewachſen.

Nach erfolgter Ankunft in Wald und kurzer Raſt geht auf der „Wirtsſchied" das Ranggeln los, es gilt die Habmoarſchaft[1]) zwiſchen den genannten vier Gemeinden; denn jede derſelben iſt ſtolz darauf, den Habmoar in ihrer Mitte zu wiſſen.

Hierauf beginnt das Leben im Wirtshaus, zu welchem ſich die Bewohner des Ortes, vorzüglich die tanzluſtigen, ſowie jene aus den Nachbarorten einfinden.

Der Charakter des Alperer ändert ſich teilweiſe von Mitterſill abwärts; es iſt dort damit eine Art Volksgericht, das ſogenannte „Böck aufmiaten", das iſt das Vorhalten begangener Dummheiten, Liebesgeſchichten u. dgl. verbunden, wodurch der Brauch dem Haberfeldtreiben ähnlich wird.

Argloſe Leute und beſonders Frauenzimmer gehen den Alperern auf ihrem Zuge möglichſt weit aus dem Wege, und mit Recht, denn es gibt oft groben Unfug. Da aber Tag und Stunde der Veranſtaltung bekannt ſind, ſo iſt es leicht jede Begegnung zu vermeiden.

[1]) In dieſem Teil Pinzgaus heißt der Gewinner nicht Hagmoar.

Zum Vergleiche mit vorstehender Schilderung, gestattet man sich auch über das „Almfahren“, wie es in Reit im Winkel in Baiern noch Sitte ist, zu berichten und damit den Beweis zu erbringen, daß der „Alperer“ nicht ausschließlich sich auf den Pinzgau beschränkt, sondern, daß derselbe in größter Ähnlichkeit auch in den Grenzgebieten Baierns sich findet. Die nachstehenden Ausführungen bringen nur Einzelheiten, die dem Verfasser unmittelbar aus dem vorgenannten Orte zugekommen sind.

Ein uralter in Baiern heimischer Brauch ist das „Almfahren“. Die Bedeutung dieser Sitte leitet man davon ab, daß in früherer Zeit, wahrscheinlich bis zum Jahre 1859, jeder Besitzer sein Vieh auf den Alpen und Freibergen bis Martini weiden lassen durfte. Damit nun die ersteren auf diesen Zeitpunkt aufmerksam wurden, veranstaltete eine Schar junger Burschen am 10. November, d. i. am Vorabende vor Martini, das „Almfahren“. Die Teilnehmer zogen hierauf mit Kuhglocken und Peitschen lärmend von Haus zu Haus. Ist vor dem Hause ein Brunnen, so wird das Vieh gewässert und in Form eines Viehhandels werden, durch die bei einem solchen gebräuchlichen Wechselreden die Bewohner, besonders das jüngere Weibervolk, scharf hergenommen; hauptsächlich wenn sich im Laufe des Jahres im Hause irgend etwas ereignet hatte, das besonderen Anlaß zu rügen bot, dann gestaltet sich die Sache zu einer Art Haberfeldtreiben.

Ist dieses Treiben beendet, so geht es dem Wirtshause zu. Dort wird die „Kälberkuh“ aufgeführt; es handelt sich dabei, einen Uneingeweihten ordentlich aufsitzen lassen. Dieser wird, nachdem der Viehdoktor seines Amtes gewaltet, über und über berußt und so in ein schwarzes Kalb verwandelt; zum Schlusse erhält er dann zum Gaudium seiner Begleiter noch einen „Schapfen“ Wasser über den Kopf als Daraufgabe.

Das Käsmandel.

Den Lessacha Winkl, is a
wundschönachs Dacht;
's springen dö Gamsla, und
es wallacht da Boacht.
(Lungauer Mundart.)

Unsere heimatliche Sage kennt eine Anzahl von spukhaften Gestalten, die in den tiefen Bergwinkeln ihre Heimat haben; so den Alpengeist Donanadl, den freundlichen Behüter der Alpe und des Viehes; die Al-

rannen, vertraute Geiſter, die den Bewohnern mit Rat und Tat beiſtehen; den neckiſchen Putzgauch und den grauenhaften Kunter; die Bergwichtel Kaputzer und Schranel; den wilden Talraith und das Kasmandel.

An die Erſcheinung des letzteren knüpft ſich nicht nur die Sage, ſondern auch ein Lungauer Brauch, der ſowohl dem Alperer, wie dem Kühetreiben nahezu gleich iſt. Die Sage[1]) vom „Kasmandel“ lautet: „Im Leſſachwinkel des Lungaus treibt ſich das Käsmandel, ein kleines Männlein von eiſengrauer Farbe, mit bleichem, runzligem Geſichte herum, das den Leuten manchen Schabernack ſpielt. Während des Sommers hält es ſich auf den höchſten Bergſpitzen, in unzugänglichen Wäldern auf und lebt von Wurzeln und Kräutern. Im Herbſte aber, wenn die Senner die Alm verlaſſen und mit der Herde heimgefahren iſt, dann kommt das Käsmandel aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, ſucht die Almhütten auf und ſammelt da alles, was die Senner und Hirten weggeworfen, verloren oder zurückgelaſſen haben. Dieſe Überreſte käſet es dann und lebt davon den ganzen, langen Winter über.

Im Sommer, zur Zeit der Auffahrt in die Almen, verläßt das Käsmandel die Almhütten wieder und kehrt in ſeine einſamen Schlupfwinkel zurück.“

Aber auch mit den Menſchen tritt das Käsmandel in Berührung; ſo ſtraft es den übermütigen Burſchen, der es ſchreiend auffordert, Milch zu bringen, indem es ihn zwingt, eine Schüſſel voll ecklen Inhalts zu ſich zu nehmen; freilich gießt er die Brühe, ohne daß es das Männchen merkt, in die Kleider. Ein anderesmal verſchafft es dem geigenden Knecht durch ſein Erſcheinen des Bauers „blößado Kuah“; endlich findet es ſich bei dem Jäger ein, der in der Hütte am Spieße den Braten ſchmort; lüſtern verlangt es darnach, doch derb auf die Finger geklopft, klagt es den Bergen ſein Leid und wendet ſich dann zornig an den Jäger mit den Worten: „Hätteſt Du nicht Deinen vierbeinigen Beiß und Deinen einäugigen Heiß, ich wollt Dir's anders machen!“ und verläßt die Hütte.

Das Kasmandel iſt der Alpengeiſt, der nach Meinung der alten Lungauer zu Martini ſtatt der Alpenleute die verlaſſenen Hütten bezieht. Man nimmt nämlich an, daß zu Martini aus allen Alpen, auch aus den Bodenalpen das Vieh abgetrieben iſt und der Senner über den Winter dort nichts mehr zu ſuchen habe. Sobald man annehmen darf, daß das Kasmandl von der Alpe Beſitz genommen habe, wird es mit einem Höllenlärm, dem Schnalzen großer Peitſchen, Schellen, Läuten u. dgl. dorthin verbannt. Dort darf das Kasmandel verbleiben bis Georgi,

[1]) Freiſauff „Salzburger Volksſagen“.

d. i. den 24. April; am Georgi-Vorabend wird es durch Klöcken wieder aus der Alpe vertrieben.

Von daher rührt auch der Brauch, daß beim Auftrieb auf die Alpen ſowohl, wie beim Abtrieb in den Ort mit großen Peitſchen geklöckt wird; dasſelbe wird wiederholt bei der Ankunft des Viehes auf der Alpe ſelbſt, damit das Kasmandel weiß, daß es jetzt dort nichts mehr zu ſchaffen habe, und ſich entferne.

Der Vorgang beim Einklöckeln des Käsmandel am Martini-Abend iſt folgender:

Alle jungen Burſchen des Leſſachwinkel verſammeln ſich an dieſem Abend außerhalb des Ortes. Jeder bringt ein Lärmwerkzeug mit, als Glocken, Schellen, Rollen, Peitſchen, Pfeifen, Deckel u. dgl. Sie gehen nun ſtill eine Strecke gegen den Talſchluß hinein; dort verkleiden ſie ſich und treffen alle Vorbereitungen zur wilden Jagd. Ein ſchriller Pfiff und nun zieht die Rotte unter gräßlichem Schreien und Lärmen, unter Peitſchenknall, Pfeifen und Läuten, unter Trommeln und Raſſeln weiter dem Dorfe zu. Dazwiſchen ertönen die nachahmenden Laute verſchiedener Tiere: das Muhen und Brüllen der Rinder, das Brummen der Bären, Heulen der Wölfe, Miauen der Katze und Bellen der Hunde.

Sobald die Bewohner des Dorfes den Höllenlärm aus der Ferne vernehmen, flüchten ſie ſich in die Häuſer und verſchließen eiligſt Fenſter und Türen. Wehe denen, welche die Neugierde aus den Häuſern treibt, oder die auch nur zum Fenſter herausſehen. Sie werden mit Waſſer begoſſen oder in dasſelbe getaucht, ſelbſt mit Pech und übelriechenden Ölen beſudelt.

Nachdem die wilde Meute das Dorf unter gräulichem Lärm durchraſt hat, verliert ſie ſich allmählich in eine Gaſſe und Stille kehrt in das Tal zurück. Bei dem Volke heißt's dann: „Jetzt kommt 's Käsmandel aus der Alm".

Übrigens gibt es Leute, die ſich einbilden, das Käsmandel auch im Sommer geſehen zu haben, wie es aus dem Heuſchupfen Heu ſtiehlt, was dann als Zeichen gilt, daß die Weide ſchlecht werde und bald zu Ende gehe. Nicht anders als ein kleines Männchen von eiſengrauer Farbe mit erdſalbem, runzlichtem Geſicht ſtellt man ſich den Alten vom Berge vor.

Das Kühetreiben.

Eine Sitte, die mit dem Alperer manche Ähnlichkeit zeigte, war das Kühtreiben, das heute im Volke ganz vergeſſen iſt, aber noch im 18. Jahrhunderte im Pongau zeitweiſe aufgeführt wurde. Man iſt einzig und allein auf die Berichte Hübners und Muchars darüber angewieſen, obwohl der letztere eigentlich auch nur auf Hübner fußt und kein neues Moment dieſes volkstümlichen Aufzuges bringt. Hübner berichtet in ſeiner „Beſchreibung des Erzſtiftes Salzburg“ 1796 aus den Landgerichten Werfen und Goldeck folgendes:

„Unter die Volksbeluſtigungen und öffentliche Spektakel zählen wir auch das Kühetreiben, wodurch der Heimzug des Alpenviehes vorgeſtellt und dabei mancher metaphoriſch-ſatyriſche Discurs in Reimen geführt wird. Erſt neulich am St. Johannstage abends um 8 Uhr kam ein ſolcher Zug Kühtreiber im Markte an. Eine Schar der rüſtigſten Burſche, deren Anzahl ſich auf fünfzig belief, war es, wovon einige große aus Papier verfertigte Kühköpfe hatten, die von Innen mit Lampen beleuchtet waren, zwei ſaßen zu Pferde, wovon einer, der den Bauern vorſtellte, ein wahres Pferd ritt, der andere aber, welcher die Rolle des Sohnes ſpielte, einen aus Papier verfertigten Schimmel hatte. Einige waren mit ſogenannten Klöcken oder gegen 10 Ellen langen Hüterpeitſchen verſehen, womit ſie klöckten (knallten); andere hatten große Alpen- oder Küheglocken; die übrigen waren mit großen Bergſtöcken, Zaunſtöcken und Piſtolen auf jeden Fall bewaffnet und ſo zogen ſie unter dem dumpfen Gehalle der Glocken und Luftgejauchze mit Trommeln und Pfeifen einher. Alles ſieht einem ſolchen Zuge mit Vergnügen zu; man kommt mit Lichtern vor die Häuſer und der Marktplatz wimmelt von Schauenden. Die ſogenannten Kühtreiber machen einigemal Halt und die Bewaffneten ſchließen dann einen Kreis, in deſſen Mitte die Hauptperſonen ihren Dialog beginnen, wovon jedes Wort eine ſatyriſche Bedeutung hat und manche Rüge, manchen freien Wunſch enthält.“

Über die Form des Dialoges erfahren wir aus der Goldecker Schilderung folgendes:

„Wenn ſie bei einem Hauſe ſtill halten, welches ſie wäſſern nennen, ſo führt der Bauer mit dem Melker ein Geſpräch, worin alles das, was in dieſem Hauſe Unſchickliches vorgegangen iſt, mit einem plumpen Witz angebracht wird.“

Hübner fährt dann an erſter Stelle wieder fort: „Indeſſen herrſcht doch Ordnung und Beſcheidenheit unter dieſen Leuten. Einer führt ge-

meiniglich das Kommando und es wird untereinander ſorgfältig Achtung gegeben, daß keiner ſich berauſchet, verliert oder entdeckt. So ſehr ſich dieſer Trupp vor Exzeſſen enthält, ſo tumultierend und ernſthaft würde es dann zugehen, wenn man dieſe Poſſe, welche zwar allerdings aus guten Gründen verboten iſt, mit Strenge verhindern, oder einige arretieren wollte, ja dies würde ganz gewiß das Signal zu einem blutigen Gefechte ſein."

Vergleichen wir vorſtehende Schilderung, einer freilich gegenwärtig erloſchenen Sitte, mit der Art und Weiſe wie z. B. heute gelegentlich noch der Alperer ausgeführt wird, ſo iſt eine bedeutende Verflachung unverkennbar; es fehlt das dramatiſche Moment und daher iſt es um ſo erklärlicher, wenn an deſſen Stelle öfter Unfug und Ausſchreitungen treten.

Die St. Michaeler Freyung.

Am 21. September des Jahres 1797 lachte ein freundlicher Herbſthimmel über den am ſteilen Berghang gelegenen Lungauer Markt St. Michael hernieder. Vor den Häuſern zeigte ſich ſchon in den früheſten Morgenſtunden emſiges Treiben, denn heute ſollte die Dult, der Hauptmarkt im Jahre, beginnen und vierzehn Tage dauern. Daher wimmelte es von Krämern und Handwerkern aus Tamsweg, Mauterndorf, Maria Pfarr und andern Orten des Gaues, auch aus dem nachbarlichen Steiermark, wie weither über den Tauern von Radſtadt, St. Johann und Werfen waren die Fieranten gekommen, um auf langen Tiſchen ihren mannigfachen Kram auszulegen und Käufer anzulocken. Doch konnte das Geſchäft erſt beginnen, wenn in der üblichen, feierlichen Weiſe die Jahrmarktsfreyung verkündet wurde.

Nachdem der achte Glockenſchlag vom Turm der Pfarrkirche verhallt war, hörte man das lärmende Geraſſel der Trommeln vermiſcht mit den ſchrillen Tönen der Schwegelpfeife und ein eigentümlicher Zug näherte ſich dem Marktplatze. Voran ſchritten zwei in lange Röcke gehüllte Nachtwächter, welche ſchwere Partiſanen ſchulterten, in ihrer Mitte befand ſich der Marktgerichtsdiener, der das Freyungszeichen trug. Dasſelbe beſtand aus einer Stange, von der ein hölzerner Arm, mit einem Schwert in der Fauſt, weggeſtreckt war. Auf dieſe folgte der ganze Magiſtrat nebſt dem Marktſchreiber in ſchwarzen, langen Radmänteln. Den Schluß bildeten

12 Männer in roter Uniform mit Seitengewehr und langer Muskete bewaffnet und von Trommlern und Pfeifern begleitet.

Auf dem Platz wurde nun von dem Marktschreiber bei präsentiertem Gewehr die Freyung laut verkündigt, das Freyungszeichen auf der Marktsäule befestigt und dann auf demselben Weg wieder abgegangen.

Zu gleicher Zeit läutete man mit der großen Glocke eine Stunde lang die Dult ein.

Der Aufzug der Halloren.

Bei festlichen Anlässen vereinigen sich heute noch in der alten Salzstadt Hallein die verschiedenen Körperschaften, die auf ein ebenso ehrwürdiges Alter als eine ehrenreiche Vergangenheit zurückblicken können, um den äußeren Glanz des Festes zu verherrlichen. Ein besonders abwechslungsreiches Bild boten diese Aufzüge in vergangenen Tagen. So schildert uns eine Handschrift aus dem Ende des 18. Jahrhunderts die Teilnahme bei der Grundsteinlegung des Pfannhauses „Kolloredo“ am 7. Juli 1796 in folgender Weise.

Um 9 Uhr zog zuerst die Bürgergarde auf dem Pflegerplatze auf, voraus die bürgerliche Kavallerie in hellgrünen Röcken mit lichtroten Aufschlägen, roten Westen mit Silberborten, engen gelben Hosen, auf dem Hute weiß und rote Federbüschen, in Stiefeln mit Sporen. An diese schloß sich die Infanterie mit Fahne und Musik, sie war in Rock und Weste der Kavallerie gleich, nur hatte sie aufgestülpten Hut mit weiß und grünem Federbusch, schwarze kurze Hosen, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Kaum hatte die Garde, die Muskete bei Fuß, Stellung genommen, trafen die Salzarbeiter ein, geführt von dem hochfürstlichen Gegenschreiber; es waren 110 Mann, die in sechs Gruppen geteilt, mit ihren Paradewerkzeugen aufmarschierten. Die erste Abteilung der Arbeiter waren die Pfannhauser mit Perrschaufeln, Krücken, Schapfen und Stößeln, alle Geräte rot und weiß bemalt, hierauf folgten die Küffer, dann die Pfieselknechte und Härltrager mit ihren Werkzeugen, an sie reihten sich die Kleizler mit Kletzhacken, die fünfte Gruppe bildeten die Zugleute und Wenter mit Beilen und Hacken, den Schluß machten die Schiffleute in roten Röcken, weißen Binden und mit Federn geschmückten grünen Mützen, sie trugen rot und weiß bemalte Seilruder.

Die letzten, welche einrückten, waren 100 Bergknappen vom Dürnberg; sie wurden befehligt durch den hochfürstlichen Gegenhandler.

An der Spitze der Knappſchaft marſchierte die Knappenmuſik in weißleinernen Spenſern und Pantalons mit Grubenleder, grünen Czakos mit Fangſchnüren und gleichen Epauletten.

Dieſen folgte der Oberſteiger, an dieſen ſchloſſen ſich zwei Zimmerleute mit gelben Schurzfellen und halbrunden Hacken. Dann trugen zwei Jungen die 2 Schuh hohe Figur eines Bergknappen, „das Bergmändl", andere mit dem Ingenieurtiſch reihten ſich an. Jetzt marſchierte die Knappſchaft reihenweiſe in ihrer Bergmannstracht auf. Dieſe beſtand in weißleinernen Spenſern und Beinkleidern, Grubenleder, ſchwarzfilzigem Kalpak, der mit dem Abzeichen des Bergarbeiters „Schlägel und Eiſen" verziert war. Eiſen, Schlägel oder Hauen trugen ſie als Waffen. Die Fahne mit den Bildern Mariens, Ruperts und Virgils wurde von zwei Fahnenwächtern, in Bergmannstracht mit Hellebarden, begleitet.

Welch' großer Beliebtheit ſich dieſe Aufzüge auch bei andern Anläſſen erfreuten, davon gibt eine Notiz in Vierthalers „Wanderungen" Zeugnis, wo er ſchreibt:

„Seit Jahrhunderten ſind bei den Halloren Feſte und Spiele eingeführt, auf welche ſie ſich monatelang freuen und vorbereiten. Mehreremale im Laufe des Jahres werden öffentliche Aufzüge veranſtaltet, wobei das „Räſchgeſpiel" (Trommeln und Pfeifen) nicht fehlen darf. Alle ſieben Jahre ziehen die Halloren der Hauptſtadt zu und ſtellen daſelbſt ihre Gewandtheit in körperlichen Übungen zur Schau. Die Knappen führen den Schwert- und die Küfner den Reiftanz auf."

Tänze.

Dürnberger Knappen- oder Schwerttanz.

(Aus dem Muſealbericht vom Jahre 1865.)

Im Jahresbericht des ſtädt. Muſeums vom Jahre 1865 ſchilderte der k. k. Bergmeiſter J. Schieſtl den Schwerttanz in ſeiner vollſtändigen Entwicklung und alle ſpäteren Darſtellungen beruhen auf dieſer Quelle.

Der Verfaſſer ſchreibt:

„Der Dürnberger Knappen- oder Schwerttanz iſt ein Tanz, welcher von den Knappen des Dürnberger Salzbergwerkes bei beſonderen Feſtlichkeiten, wie z. B. beim Knappenjahrtage, bei Anweſenheit Allerhöchſter und höchſter Herrſchaften, bei Volksfeſten u. ſ. w. aufgeführt wird.

Dieſer Tanz iſt nichts weniger als ein kriegeriſcher Tanz, wie man ſeiner Benennung nach vermuten könnte; ſondern er ſtellt Gruppen dar, welche Hauptmomente aus dem Knappenleben in der Grube und über Tags veranſchaulichen, welche ſich aus Rundtänzen bilden und ſich wieder ohne Unterbrechung in dieſelben auflöſen. Die Verbindung der einzelnen Tänzer untereinander war urſprünglich mit den Arbeitszeugen, den ſogenannten Häuereiſen, hergeſtellt. Da die Handhabung dieſes Werkzeuges aber unbequem gefunden worden ſein mochte, wählte man ſtatt desſelben Schwerter, weshalb dieſer Tanz urſprünglich Knappentanz, ſpäter aber Schwerttanz genannt wurde.

Dieſer Tanz findet ſich abgebildet auf der alten Knappenfahne, welche im Jahre 1750 vom Erzbiſchof Andreas Jakob Dietrichſtein der Knappſchaft gewidmet wurde. In dieſer Abbildung führen die eine Hälfte der Tänzer das Häuereiſen, die andere Hälfte Schwerter. Die Aufſchrift auf der Rückſeite der Fahne lautet:

„Nach achzig Jahren da ganz veralt
Mich wiederum in Neuer G'ſtalt
Für Seine treuen Salzwerks Leuth
Andreas giebt zur Gnaden Beuth."
1750.

Nach vorgefundenen Akten vom Jahre 1647 und 1587 wurde der Schwerttanz unter dieſem Namen im Jahre 1586 in Gegenwart des Erzbiſchofes Georg von Knenburg in Salzburg und im Jahre 1587 bei Gelegenheit des Einrittes des Erzbiſchofes Wolf Dietrich in die Stadt Hallein von 24 Bergknappen aufgeführt, von denen jeder zu dieſem Behufe von der Pflege Hallein ein taffetnes Feldzeichen und eine weiße Feder auf das Bergkäppl erhielt, während der Fähnrich in weißen Doppeltaffet gekleidet war.

Da nun aber bei dieſem Tanze urſprünglich Knappenwerkzeuge ſtatt der Schwerter gebraucht wurden, ſo reicht dieſer Knappentanz in noch viel frühere Zeiten als in das Jahr 1586 zurück und wird auch in dem Akte vom Jahre 1647 gemeldet, daß dieſer Tanz, welcher vor undenklichen Jahren im Gebrauch geweſen, nachdem er 30 Jahre nicht mehr gehalten, im Jahre 1647 wieder eingeübt wurde.

Die Aufzählung der 16 Proben (Gruppen, Figuren), wie ſie im Jahre 1647 nacheinander getanzt wurden, zeigt, daß dieſer Tanz bis auf die Neuzeit nicht mehr in die urſprüngliche Form gelangte, ſondern mannigfache Abänderungen und Kürzungen erlitt.

Die 16 Proben wurden im Jahre 1647 folgendermaßen aufgeführt::

1. Eintanzen.
2. Durchgehen.
3. Flechten.
4. Die Brücke.
5. Die Wehr unten und oben.
6. Das untere Kreuz.
7. Das Kreuz unt' und oben.
8. Das andere Kreuz.
9. Der Kasten.
10. Das Kreuz am Rücken.
11. Der Stern. Im Auf und Ab.
12. Zwei Bürsten.
13. Die Roste darauf der Fähnrich steht.
14. Ihrer sechs, das Nebenrädl.
15. Das obere Kreuz.
16. Das Wetzen.

Gegenwärtig wird der Tanz aufgeführt von 16 Knappen (mit einem Vortänzer an der Spitze) und den Sergeanten.

Sämtliche Tänzer sind in Berguniform und tragen: schwarze Bergmütze, weißen Bergkittel und weiße Hose, rote Feldbinde, Bergleder und Schwert.

Der Sergeant trägt eine breitere, rote, weiß eingefaßte Feldbinde und großen rot und weißen Federbusch. Die Musik bestand früher aus zwei Schwöglern und einem Trommler, wie dies das Bild der alten Bergfahne zeigt. Gegenwärtig spielt hiebei die gesamte Bergmusik.

Der Tanz wird stets bei einbrechender Dunkelheit unter Fackelbeleuchtung aufgeführt. Es wird hiezu im Freien ein eigenes Podium aufgeschlagen.

Nachdem die Tänzer unter Vortritt des Sergeanten, der die Bergfahne trägt, paarweise mit Musik und Fackelbeleuchtung aufrücken, bilden sie eine Front und salutieren mit den Schwertern. Dies wird genannt „Stellung und Reverenz".

Hierauf treten in Zwischenräumen je vier Mann hervor, avancieren das ganze Podium entlang und treten wieder rückwärts gehend, das Gesicht nach vorne, genau in die Front ein. (Fig. 1)

Diese Figur stellt vor das Aufrufen und Vortreten in der Anstaltstube, wo jedem vor der Schicht seine Arbeit angewiesen wird. Der:

Sergeant, der nunmehr das Schwert führt, ſpricht in Stellung nun die Worte!

„Kaum tönt das letzte Anſtaltswort
Aus unſeres Steigers Munde,
So fahret jeder an ſeinen Ort
Der Quer nach und der Runde."

Hierauf folgt ein Tanz, ähnlich demjenigen, welcher in dem jetzigen Cotillon die Chaine genannt wird, wodurch die Anfahrt in die Grube ausgedrückt wird. Die Chaine geht über in einen Rundtanz vor und zurück, wobei die Verbindung zwiſchen den einzelnen Tänzern mit dem Schwerte hergeſtellt wird. Aus dieſem Rundtanz (Ronde) entwickelt ſich

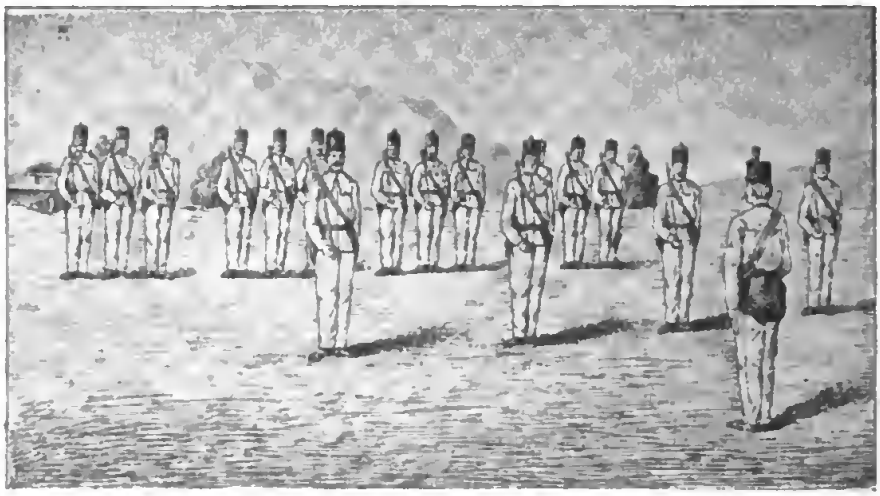


Fig. 1.

überhaupt jede folgende Gruppierung, welche ſich wiederum in denſelben auflöſt.

Hierauf werden aus den gegen den Boden gehaltenen Schwertern die Querhölzer eines Trettenwerkes (Brücke genannt) (Fig. 2) gebildet, worauf der Sergeant in Stellung ſpricht:

Die Brücke iſt erbaut,
Tanzt kühn auf ihrem Rücken,
Doch habet Acht und ſchaut,
Es darf kein Schritt mißglücken.

Es ſpringt ſodann von dem hinterſten angefangen jeder über die einzelnen vor im liegenden Schwerter. Indem ſich ſo dieſe Figur auflöſet, wird nach der Ronde eine andere gewöhnliche Brücke gebildet. In

dieſer Gruppe (Fig. 3) ſtehen die zwei Reihen der Tänzer mit dem Rücken einander gegenüber, ihre Schultern paarweiſe mit den Schwertern verbunden und ſtellen ſo das Bild einer Brücke dar. Dieſe Brücke löſt

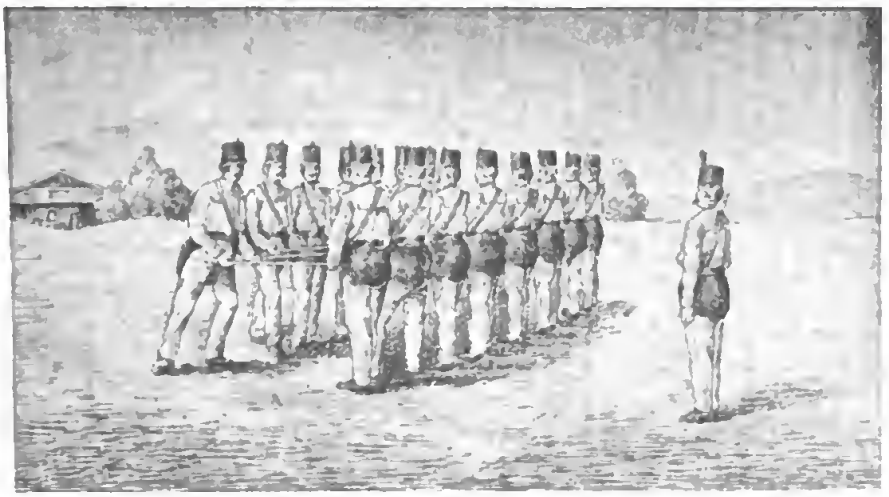


Fig. 2.

ſich wieder auf und geht nach einer getanzten Ronde, in den Hauptſtollen über (Fig. 4), welcher gebildet wird, indem ſich die zwei Reihen Tänzer gegenüber ſtehen, auf einer Reihe jeder ſein Schwert unter einem Winkel

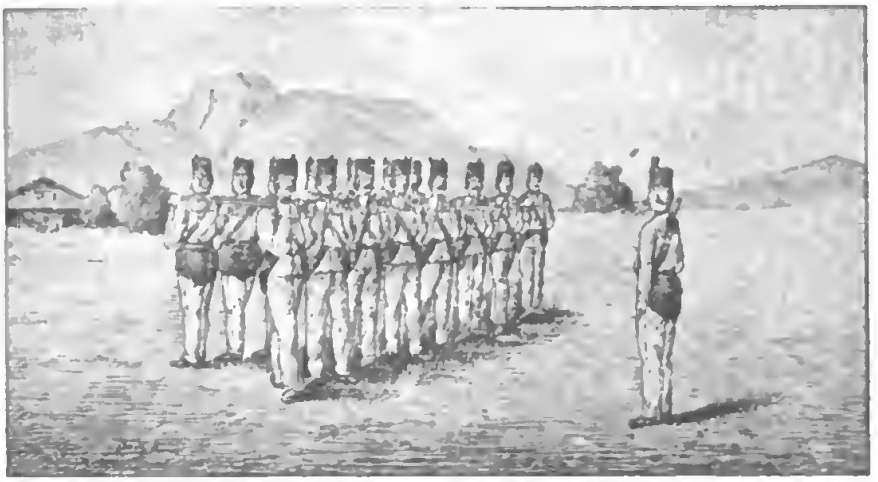


Fig. 3.

von 45° zirka gegen den gegenüberſtehenden Tänzer zu in die Höhe hält; ſo daß derſelbe die Spitze des Schwertes mit ſeiner Rechten erreichen kann, auf welche Art ein Stollen im Spitzbogenſtyl dargeſtellt wird.

Von dem Hinterſten angefangen, fahren nun ſämtliche Tänzer durch dieſen Stollen hindurch, der Sergeant voraus, auf welche Weiſe ſich

Fig. 4.

wieder dieſe Gruppe von ſelbſt auflöſet und die Ronde getanzt wird, welche in die Gruppe übergeht, die man die Stolle nennt (Fig. 5), wobei von den Tänzern eine Leiter ſo aufgeſtellt und gehalten wird, daß man

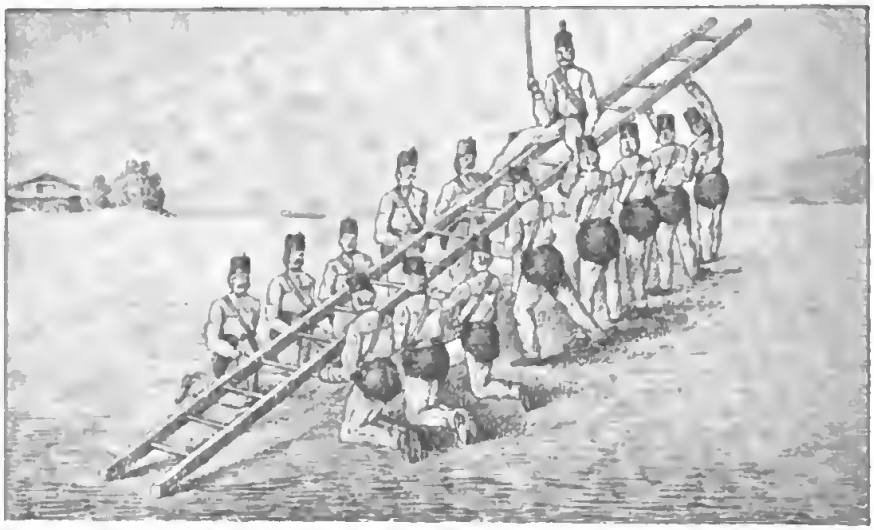


Fig. 5.

über dieſelbe hinunter rutſchen kann. Über dieſe Leiter ſteigt nun der Sergeant hinauf und oben angelangt ſpricht er aufrecht ſtehend:

„Mit mutiger Luſt befährt
Der Bergmann dieſe Stolle,
Die Teufe iſt bewährt,
Auf Schmand[1]) baut nur der Tolle."

ſetzt ſich dann auf die Stolle nieder und fährt luſtig herunter.

Die Tänzer tanzen hierauf wieder die Ronde und formieren dann eine enggehaltene Gruppe, der „Steigkaſten" genannt (Fig. 6).

Den Kern dieſer Gruppe bildet ein aus Schwertern geformter Steigkaſten (Schacht), durch welchen man in der Grube ohne Bühnen und Leitern, die Füße nur in die Zimmerung einſetzend, bis in die Höhe von

Fig. 6.

20 Klaftern in die Salzkammern fährt, um den Stand der Soole zu beobachten. Sobald dieſer Schacht gebildet iſt, ſteigt der Sergeant durch denſelben, die Füße auf die Schwerter einſetzend, ähnlich wie in der Grube hinauf und zu oberſt angelangt, ruft er ſodann:

„Der Kaſten iſt erſtiegen
Beim Wehrwerk will ich ſehen
Wie drang die Wäſſer liegen
Und am Himmel[2]) ſtehen."

Er fährt ſodann den Schacht wieder herunter, der Steigkaſten löſet ſich auf und geht mittelſt der Ronde in eine weitere Gruppe über, das

[1]) lettiger, weicher Boden.
[2]) Decke einer Salzkammer.

Gerüſt zu einem Haldenſturz vorſtellend. Zwölf Mann bilden die Grundloche und auf deren Rücken vier Mann die Pfeiler (Fig. 7).

Um auf den Rücken der Tänzer zu gelangen, dient ein Mann in Uniform ohne Feldbinde, der „Stock“ genannt, als Schemmel, auf deſſen Rücken ſich die vier Mann oben auf die übrigen Tänzer hinaufſchwingen, zu welchem Behufe ſich der „Stock“ auf vier verſchiedenen Seiten auf den Boden kniet und mit ſeinem Rücken einen Schemmel bildet.

Hat ſich der vierte Mann hinaufgeſchwungen, ſo bekommt der Stock in ſeiner gebückten Stellung zur Ergötzung des Publikums von dem Sergeanten einen tüchtigen Klaps rückwärts auf, als Zeichen, daß ſeine Rolle zu Ende iſt.

Fig. 7.

Iſt dieſe Gruppe gebildet, ſo ruft der Sergeant in der Mitte derſelben:

„Die Bürſten ſind geſchlagen,
Die Pfeiler ſind geſetzt,
Mögen Stürme daran nagen
Der Haldenſturz bleibt unverletzt.“

Iſt dies geſprochen, ſo ſpringen die vier Mann herunter und die Gruppe löſet ſich wieder in eine Ronde auf, um eine neue Gruppe, den Berg, zu bilden (Fig. 8).

Es formieren die Tänzer mit ihren über den Köpfen wagrecht gehaltenen Schwertern ein Podium, welches der Sergeant, nachdem er das

Schwert mit der Bergfahne vertauſche, mittels des oben erwähnten „Stockes“ beſteigt.

Aufgepflanzt auf dieſem Berg ſchwingt er nun die Fahne, indem gleichzeitig nun die ganze Gruppe von bengaliſchem Feuer beleuchtet wird und ruft:

„Der Freude höchſter Jubel
Ertönt von dieſem Stand,
Glück auf! Glück auf! Glück auf!
Den hohen Gönnern miteinand.“

Die letzte Zeile wird nach Umſtänden geändert. Die eben beſchriebene Gruppe iſt von ſehr feierlicher und impoſanter Wirkung.

Fig. 8.

Während des Verlöſchens des bengaliſchen Feuers hat der Sergeant bereits ſeinen hohen Standpunkt verlaſſen und es löſet ſich die Gruppe „der Berg“ wieder in die Ronde auf, aus welcher ſich zwei Tanzfiguren bilden, das ſogenannte „Flechten“, ein künſtliches Verflechten der Schwerter unter ſich und das ſogenannte „Überſpringen“, wo jeder Tänzer über ſein eigenes Schwert ſpringt, ohne die Verbindung mit den übrigen Tänzern aufzuheben.

Aus dem darauf folgenden Rundtanze entwickelt ſich die letzte Figur der „Schlaugl“-(Schlangen-)Tanz, welcher die Ausfahrt aus dem Berge darſtellt (Fig. 9), und welcher die Bühne derart belebt, daß man eine gewiß dreifache Anzahl der Tänzer vor ſich zu ſehen meint.

Aus dieſem Tanze treten ſämtliche Tänzer in die Fronte und beſchließen dieſen Knappen- oder Schwert-Tanz mit der „Stellung in Reverenz“ wie zu Anfang des Tanzes und ziehen mit klingendem Spiele unter Fackelbeleuchtung durch die dichte Volksmenge ab, unter welcher ein Hanswurſt mit ſeiner Handſpritze noch luſtigen Spektakel verübt, welcher durch von anderen Schalken unter die Mädchen geworfene Feuerfröſche nicht wenig erhöht wird.

Und nun geht es beim Bergfeſte wieder zu Muſik und Tanz, nachdem dieſer Schwerttanz das geſamte Publikum auf ein Stündchen ins Freie gelockt hat.“

Der Schwerttanz wurde auch zu Zeiten in Salzburg aufgeführt; ſo heißt es in einer Hofratsrechnung, daß 1688 den Knappen am Türn-

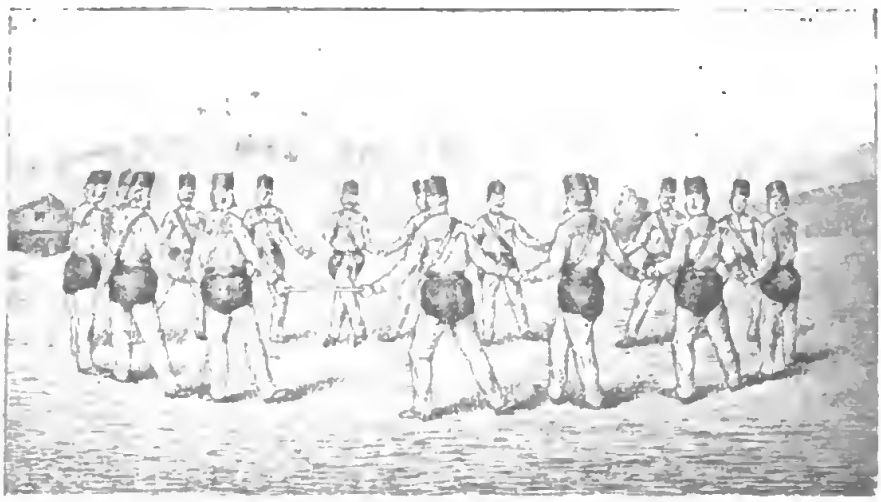


Fig. 9.

berg für den abgehaltenen Schwerttanz in der Faſtnacht bei Hofe auf Befehl des Erzbiſchofes 12 Gulden ausbezahlt wurden.

H. F. Wagner ſchreibt: „In Zeiten, wo der Bergbau ſtille ſtand, zogen die Holzſchnitzer und Krippelmacher umher, wandernde Knappen führten den Schwerttanz auf und zwar in der Stadt Salzburg und auch an anderen Orten, was ihnen 1750 wie vor Alters bewilligt wurde.“ Die letzte Aufführung fand im Jahre 1898 aus Anlaß des 50jährigen Regierungsjubiläums unſeres Kaiſers ſtatt.

Als der Goldbergbau in Gaſtein blühte, wurde auch von den dortigen Knappen der Schwerttanz aufgeführt. Dr. Muchar erzählt davon:

„Im Jahre 1591 waren 500 Knappen in der Gaſtein, Schreiber, Huttmänner, Knappen, Scheider, Hundsſtoßer, Bergſchmiede, Schmelzer,

Sauer, in älteren Zeiten mag ihre Zahl wohl 1200 überschritten haben. Bei feierlichen Aufzügen der Knappenschaft bestanden ihre Kleider in Bundschuhen, grünen Strümpfen, roten Beinkleidern und nebst dem Bergleder in einem kurzen, weißen Bergkittel. Zu anderem Schaugepränge waren sie ordentlich uniformiert und bewaffnet. Nur bei den alle Jahre gewöhnlichen Festen der ganzen Knappenschaft, bei Familienfesten ihrer angesehenen und allverehrten Bergwerksherren oder wenn ein Landesfürst in das Gasteinertal kam, erschienen sie in Prunkkleidern, führten den uralten Schwerttanz auf, der sich in ihrer Gilde noch erhalten hat und tranken von ihrem Herrn oder dem Landesfürsten beschenkt, unter Trompeten- und Paukenschall auf das Wohl der anwesenden hohen Gäste und ihrer Gewerken."

Der Barfusstanz der Bäcker.

Das war eine sehr alte Sitte der Weißbäcker. Die Bäckerknechte führten in den ältesten Zeiten alljährlich am Faschingdienstag durch die Straßen der Stadt einen sogenannten Barfußtanz auf, wofür sie reichlich beschenkt wurden. In welcher Form aber der ausgeführt wurde, darüber ist nirgends mehr Aufschluß zu finden. Hübner schreibt nur davon: „Allein dieser kam schon 1445 ab und man ließ sich dafür am nämlichen Tage ein Amt von der Himmelfahrt Mariens mit der Orgel singen, wofür die Geistlichkeit gleich anfangs 9 Pfund Pfennige erhielt."

Der Reiftanz der Küffer.

Zu den Volksspielen der Halleiner, die sich bis ans Ende des 18. Jahrhunderts erhalten hatten, gehörte der Reiftanz der Küffer. Diese Zunft war in Hallein ziemlich stark vertreten, weil in jener Zeit das Salz der dortigen Pfannhäuser in hölzernen Kuffen auf der Salzach verfrachtet wurde. Dieselbe hatte vom Fürsten das Vorrecht erhalten, alle sieben Jahre den Reiftanz in der Landeshauptstadt aufführen zu dürfen. Schon Wochen vorher waren die Küffer eifrig damit beschäftigt, den Tanz einzuüben, dessen Aufführung vom Vortänzer, der einen mit flatternden Bändern geschmückten Stock trug, geleitet wurde. Eine besondere Figur des Reigens war der Reifschwinger, der die schwierige Kunst verstand, einen Reifen, auf dessen inneren Kante ein volles Weinglas gestellt wurde, über den Kopf und durch die Füße hindurch zu schwingen, ohne dabei einen Tropfen zu verschütten; er war zugleich der Sprecher der Gesellschaft und brachte sein „Vivat" den hohen Gönnern, vor deren Häusern getanzt wurde. Die Tänzer traten paarweise auf, in den Händen trugen sie den

halbrunden Reifen, der mit dem dunklen Grün der Buchsstande überzogen und mit vielen lebhaft gefärbten Bändern geziert war. Unter den Klängen der Musik bildeten sie im hüpfenden Tanze einen großen Achter, um sich dann in allerlei Lauben und Gänge umzuformen und schließlich aus dem verwirrenden Durcheinander stets wieder vereinigt zu finden. Es scheint, daß übrigens der Küffertanz auch nachts aufgeführt wurde, denn Hartmann berichtet, daß jeder Tänzer auf seiner Mütze eine Erhöhung und in dieser ein brennendes Licht hatte.

Der Hühnertanz.

Eine weitere volkstümliche Unterhaltung ist der Hühnertanz, der im ganzen flachen Lande gebräuchlich ist. Dieser wird abgehalten in dem Hause, wo sich eine Braut befindet und zwar meist an dem der Hochzeit vorangehenden Feiertag. Es finden sich dazu abends die verschiedenen jungen Freunde und Freundinnen der Braut und deren Angehörige in besseren Kleidern ein und unterhalten sich bei reichlicher Bewirtung größtenteils mit Tanz. Ist irgend ein launiger Spaßmacher dabei, so werden möglichst unsinnige Festreden gehalten und Trinksprüche ausgebracht und öfters auch kleinere Pfänderspiele veranstaltet.

Der Name Hühnertanz mag vielleicht davon herrühren, daß es früher üblich war, der zukünftigen Bäuerin Hühner in die Stube laufen zu lassen, die von ihren Jugendfreundinnen mitgebracht wurden. Es war auch bei dieser Gelegenheit der „Handschlag" gebräuchlich; dazu versammelten sich das Brautpaar, die Eltern desselben und die übrigen Verwandten, da wurden nun zuerst die näheren Bestimmungen getroffen und das Brautpaar mußte sich den „Handschlag" geben.

Der Antheringer Schwerttanz.

In einer im Jahre 1854 erschienenen Beschreibung des Haunsberges, von dem damaligen Lehrer Paul Hall in St. Pankraz findet sich folgende interessante Notiz: „Zu den Belustigungen gehören das Scheibenschießen, Kegelspiel, Eisschießen und Wettlaufen, die gewöhnlich mit einem Tanz enden, während seit einigen Jahren schon die Sitte aufgegeben wurde, die Hochzeiten mit einer religiös affektierten Anrede des Prokurators zu beginnen und zu schließen, und ihren Leichenzügen Klägerweiber mit weißen Tüchern vermummt folgen zu lassen, was auch im untern Salzachtal üblich war, gleichwie die in der Gegend von Anthering eigentümliche Belustigung „der Schwerttanz" und das Wettschiffen bei Trum und See-

ham allmählig von dem nun üblichen, geschmacklosen Tanze verdrängt wurde."

Verfolgt man die hier aufgedeckte Spur in Bezug auf den Schwerttanz[1]) in Anthering weiter, so muß man leider die Erfahrung machen, daß derselbe ganz und gar in Vergessenheit gekommen ist. Die alten Leute erinnern sich wohl, ihn in ihrer Jugend gesehen zu haben und glauben, daß er deshalb nicht mehr ausgeführt wurde, „weil die Leute keine Säbel mehr hatten". Es liegt hier die sicher nicht ungerechtfertigte Vermutung nahe, daß diese schöne Sitte einer Polizeimaßregel der Reaktionszeit zum Opfer gefallen sei, welch' letztere das Tragen der Waffen selbst beim harmlosen Spiele aufs strengste verpönte. Eine Bestätigung dieser Anschauung findet sich auch bei Quitzmann, wo er über den Braunauer Schwerttanz in nachstehender Weise schreibt: „Noch im 18. Jahrhundert zogen alle 8 Jahre die Braunauer nach München und pflegten vor den ansehnlichsten Häusern auf der Gasse mit entblößten Schwertern einen figürlichen, einfachen Tanz zu halten, welcher der Schwerttanz genannt wurde. Den Ursprung dieser Sitte weiß niemand; zweifelsohne aber wird sie dem Sicherheitsdrange des 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen oder durch die politische Abtrennung des Innviertels von Bayern in Vergessenheit geraten sein."

Von den beim Schwerttanz gesprochenen Verbindungssprüchen[2]) zwischen den einzelnen Figuren, gelang es dem Verfasser nachstehende Bruchstücke zu erhalten; was dabei ausgunktiert ist, dessen konnte sich die betreffende Person nicht mehr erinnern.

1.

Hinaus zum blut'gen Kampf, hinaus!
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten,
Da zieh'n wir noch vor's Vaterhaus,
Nicht ohne Abschied woll'n wir scheiden.
. . . . . .
. . . . . .

[1]) Nach Mitteilung des Herrn Oberlehrer Fuchsreiter in Anthering.

[2]) Von besonderem Interesse ist, daß obige Bruchstücke der Dichtung der Befreiungskriege entlehnt zu sein scheinen, denn in Körners „Treuer Tod", in Arndts Liede „Wenn Fels und Eiche splittern", im „Grenadierlied" aus dem deutschen Liederhort von Erk und Böhme finden wir den gleichen Gedanken mit denselben oder wenigstens sehr ähnlichen Worten ausgedrückt. Nachdem die alte Frau, welche diese Fragmente dem Gewährsmanne des Verfassers mitteilte, wohl nicht die geringste Ahnung von den vorgenannten Dichtern hat, so dürften vielleicht diese Worte wohl nur unter dem Einflusse der politischen Verhältnisse jener Zeit in das Volk gedrungen sein.

Und hab ich allen Lebewohl gebracht,
Geh ich zurück zu meinen Treuen.
. . . . . .

2.

1, 2 kommt all herbei!
2, 3 den Kopf nur frei!
3, 4 heraus mit dem Panier!
5, 6 . . . . . .
7, 8 daß niemand lacht!
8, 9 haut ihm ein's 'nein!
9, 10, das war schön!

3.

Auf, Brüder auf
Und schützt die Vatererde,
Ruft hinaus in's blut'ge Morgenrot:
Wenn Fels und Eiche splittern . .
. . . . . .
. . . . . .

4.

Steh'n wir im Feld, uns ist die Welt!
Kommen uns 2 und 3,
Haut uns der Säbel frei,
Schießt uns der 4. tot,
Tröst uns der liebe Gott.
. . . . . .
. . . . . .

5.

Was kann der stolze Feind dir rauben?
Dein Hab' und Gut bleibt doch allhier,
Geh du ihm aber auf die Hauben
Und brich ihm seinen Hals dafür . . .
. . . . . .
Zu Haus besiegt uns auch der Wein,
. . . des Feindes Blut im Siege führen, . .
Wird wohl die beste Beute sein . . .

Über die einzelnen Figuren weiß man nicht mehr zu sagen, als daß das ganze eine Art Quadrille gewesen sei.

Der Polsterltanz.

Dieſer Tanz wird zu zeiten faſt in allen Teilen unſeres Heimatlandes aufgeführt und zeichnet ſich durch eine ſchalkhaft poetiſche Auffaſſung aus. Die Mädchen und Burſchen bilden abwechslungsweiſe einen großen Kreis, ſich dabei an den Händen faſſend. Ein Burſche tritt, einen Polſter ſchwingend, in die Mitte und ſingt unter Muſikbegleitung:

Obers Kopf und unters Kopf
Laß i mei Polſterl flieg'n,
Und wer dies Polſterl haben will
Der muß a Buſſerl krieg'n.

Die Muſik fällt mit einem Marſch ein und im ſchnellen Schritt, geht der ganze Kreis um den Burſchen herum. Dieſer ſtellt ſich verlegen, wem er dem Polſter geben will, hauptſächlich iſt ihm dabei darum zu tun, ſeine Schöne zu necken. Schließlich legt er ihr den Polſter zu Füßen, beide knien darauf nieder und küſſen ſich; während dieſer Epiſode ſchweigt die Muſik, um dann mit einem Walzer einzuſetzen. Der Burſche hebt dann das Mädchen auf und tanzt einmal mit ihr im Kreiſe herum, dann tritt er ſelbſt in die Reihe wieder ein und das Mädchen nimmt den Polſter; während die Muſik einen Marſch ſpielt, zieht der Kreis um dasſelbe und in der vorigen Weiſe wiederholt ſich der Reigen.

Der Bandltanz.

Der Bandltanz[1]) wurde ſeinerzeit im Gebirge hie und da aufgeführt, heute wird er noch beim Jahrtag der Vereinigten in Tamsweg in Verbindung mit dem Lungauer Reiftanz getanzt. Denſelben tanzen gewöhnlich 8 Burſchen und 8 Mädchen in der Volkstracht. Die Tänzer und Tänzerinnen ſtellen ſich im Kreiſe wechſelweiſe und gegengleich auf. In der Mitte des Kreiſes wird der Baum aufgeſtellt und von mehreren Burſchen während des Tanzes gehalten. Seine Spitze ziert ein grüner, buntgezierter Wipfel, unter dieſen umſchließt ein Kranz den Stamm, von welchem ſehr lange, rote und weiße Bänder herablaufen. Die Mädchen nehmen die weißen Bänder in die rechte Hand, die Burſchen die roten in die linke. Auf das Zeichen des Vortänzers fällt die Muſik ein und die Paare beginnen am Orte den Wiegeſchritt.

Auf ein abermaliges Zeichen beginnt der eigentliche Tanz, der in einem fortgeſetzten Umkreiſen beſteht und zwar kreiſen die Burſchen nach

[1]) Nach gütiger Zuſammenſtellung des Herrn A. Neubauer, Vorſtand der Alpinia.

außen, die Mädchen entgegengesetzt; dies wird so lange fortgetanzt, bis es nicht mehr möglich ist, den Baum weiter einzuflechten. Auf das Zeichen des Vortänzers wird nun Halt gemacht, hierauf folgt eine ganze Drehung der Paare, die Burschen nehmen jetzt das Band in die rechte, die Mädchen in die linke Hand und im entgegengesetzten Kreisen wird der Baum wieder ausgeflochten.

Darauf werden die Bänder zusammengeworfen und ein kleiner Walzer beschließt diesen anmutigen Tanz.

Der Lungauer Reiftanz.

Wie im benachbarten Steiermark so hat sich auch im Lungau als freundliche Erinnerung längstvergangener Tage der Reiftanz[1]) erhalten. Noch alljährlich beim Fastnachttreiben der „Vereinigten" wird er im Anschlusse an den Bändertanz auf dem öffentlichen Platze in Tamsweg aufgeführt und abends im Saale wiederholt. Denselben tanzen gewöhnlich acht Paare, Burschen und Mädchen sind dabei in die schmucke, ländliche Tracht des Gaues gekleidet.

Die Reifen selbst, aus gebogenem Haselholz, sind mit frischem Tannengrün und künstlichen Blumen geziert; während des Tanzes werden sie bei einzelnen Figuren abgelegt und dann wieder aufgenommen. Aus der folgenden Darstellung sind diese Momente ohnehin ersichtlich, um eigens wieder angeführt zu werden.

Der Reiftanz wird mit 4 und 4 Paaren getanzt, z. B. mit 8, 12, 16, 20 und soweiter, je 4 Paare bilden ein Rottenpaar, diese 4 einzelnen Paare werden in Nr. 1, 2, 3 und 4 eingeteilt; die Grundstellung ist, indem sich die einzelnen Paare nach ihren Nummern einzeln hintereinander aufstellen, so daß sie mit den Reifen einen Laubengang bilden. Die Mädchen halten den Reifen in der linken, die Burschen in der rechten Hand.

I. Figur: Laubengang. Auf das Zeichen des Vortänzers tanzt das letzte Paar im Wechselschritt durch diesen Laubengang durch und stellt sich vorne wieder auf, ihm folgen hintereinander sämtliche Paare bis der Vortänzer als letzter an die Reihe kommt und sich als erster vorne wieder anschließt.

II. Figur: Einfacher Stern. — Bei dieser Figur wird mit je zwei Reifen ein Stern gebildet. Auf das gegebene Zeichen, worauf sämtliche Paare mit den Nummern 1 und 3 stehen bleiben, 2 und 4 aber unter

[1]) Der Reigen freundlichst zusammengestellt von Herrn Neubauer.

1 und 3 treten und auf dieſe Weiſe einen Stern bilden. Sind dieſe Sterne gebildet, ſo wird das Zeichen zum Rundtanz gegeben, worauf ein jeder einzelne Stern ſich um ſeine eigene Achſe dreht und zwar von links nach rechts. Auf ein abermaliges Zeichen drehen ſich die Paare um und tanzen in entgegengeſetzter Richtung.

III. Figur: Laubengang. — Die Auflöſung geſchieht auf ein abermaliges Zeichen, indem die Nummer 2 und 4 unter denen mit 1 und 3 heraustreten und auf dieſe Weiſe der Figur 1 angeführte Laubengang wieder hergeſtellt wird. Hierauf wird das oben angeführte Durchtanzen wiederholt.

IV. Figur: Doppel-Stern. — Der Doppel-Stern wird mit 4 Paaren ausgeführt; auf das gegebene Zeichen bleibt Nummer 1 ſtehen, 2 tritt unter 1, 3 unter 2, und 4 unter 3, nun erfolgt das unter Figur II angeführte Tour- und Contra-Tanzen, worauf

V. Figur: die Auflöſung in den Laubengang Figur I erfolgt.

VI. Figur: Einfacher Reigen. — Der kleine Reigen wird aus je 2 Paaren gebildet. Auf das Zeichen treten die Paare Nummer 1 und 3 gegenüber den Paaren 2 und 4. Eins und zwei, ſowie drei und vier reichen ſich die Hände zu einem Reigen, worauf das in Figur II angeführte Tour- und Contra-Tanzen ausgeführt wird.

VII. Figur: Hierauf folgt die Auflöſung in den Laubengang (Fig. I.)

VIII. Figur: Großer Reigen. — Die Paare ſtellen ſich nach dem Durchtanzen in entſprechender Entfernung auf, ſo daß ſie einen Kreis bilden. Auf das Zeichen reichen ſich die Paare die Hände, worauf das Tour- und Contra-Tanzen erfolgt. Nach dem Contra tritt der Vortänzer durch das letzte Paar und alle folgen ihm, ohne die Kette auszulaſſen. Hat ſich das letzte Paar durchgedreht, wird das Tour und Contra getanzt.

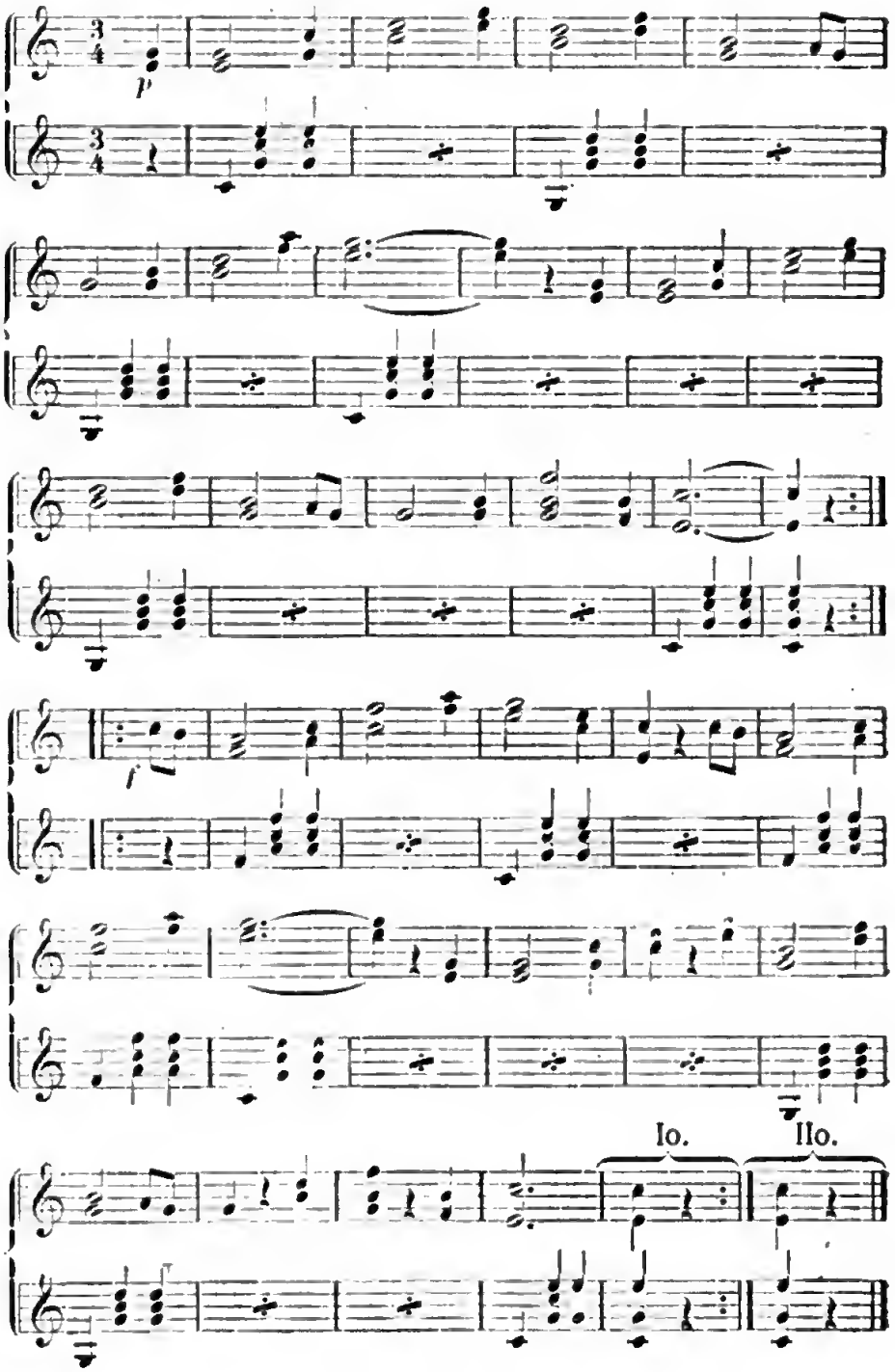
IX. Figur: Einfach-Schön. — Die Paare ſtellen ſich wie bei Figur VIII in entſprechender Entfernung in einem Kreiſe auf. Auf das Zeichen nehmen die Burſchen die Reifen und treten gegenüber ihren Mädchen. Auf ein weiteres Zeichen treten die Burſchen nach außen, die Mädchen nach innen und gehen einmal links, einmal rechts; wenn die Burſchen wieder zu ihren Mädchen kommen wird Halt gemacht. Die Mädchen nehmen wieder die Reifen und wird gleich

X. Figur: Doppel-Schön ausgeführt. Die Paare Nr. 1 und 3 ſtellen ſich gegenüber den Paaren 2 und 4. Auf das Zeichen treten 1 und 3 nach auswärts, 2 und 3 nach innen, worauf dasſelbe ausgeführt wird wie bei Einfach-Schön. Zum Schluß geſchieht die Auflöſung mit der

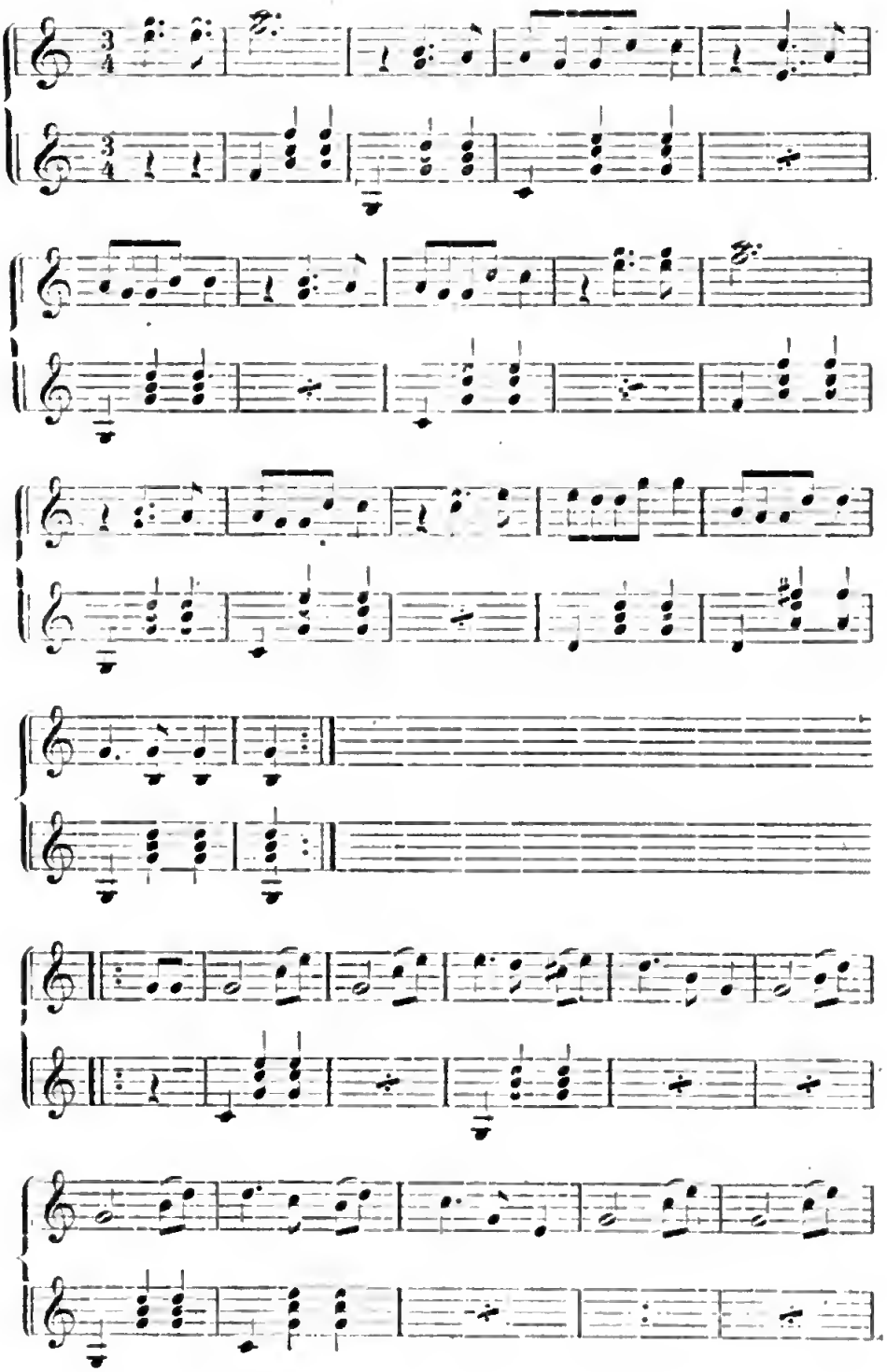
XI. Figur: Laubengang, worauf abgegangen wird.

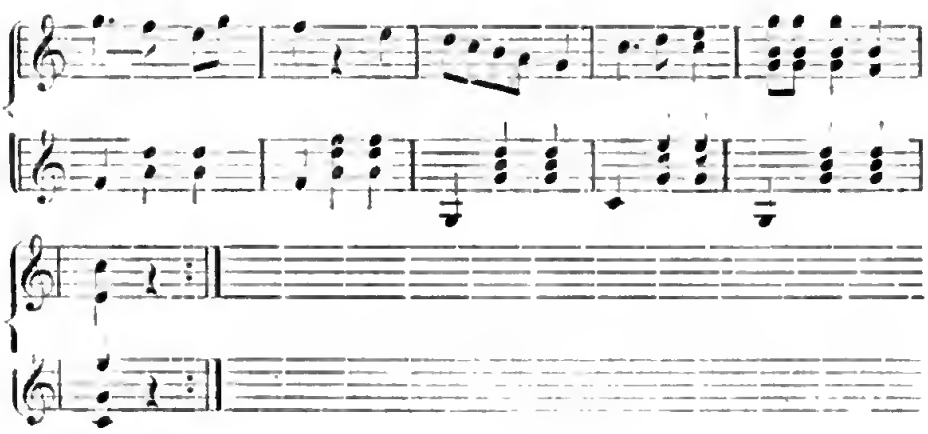
Digitized by Google

Nr. 1 Lungauer Reiftanz.



Nr. 2





Der Pinzgauer Hexentanz.

Der Pinzgauer Hexentanz[1]) wird in der Gegend von Pieſendorf, Stuhlfelden, Mitterſill und ſalzachaufwärts bis Krimml getanzt. Man ſpielt hiezu mit der Zither oder auch nur mit der Mundharmonika irgend eine nicht zu ſchnelle Polka. Der Tanz ſelbſt charakteriſiert ſich durch die Mimik, die er von den Tanzenden fordert, wobei Naivität und ſehr urwüchſige Derbheit nicht fehlen, ja auch ein gewiſſer erotiſcher Anſtrich, wie er der ſinnlichen Veranlagung entſpricht, kommt mit zum Ausdruck.

Die Figuren des Tanzes ſind folgende:

Stellung: „Die Tanzenden ſtellen ſich gegenüber auf".

Figur 1. Begrüßung. Der linke Fuß des Mädels und der rechte des Mannes wird gleichzeitig vorgeſtellt, die inneren Fußflächen berühren ſich, dasſelbe erfolgt dann gegengleich, rechter Fuß des Mädels, linker des Mannes und ſo wechſelſeitig dreimal hintereinander, die Fußbewegung ſtets gleichzeitig. Takt: 1 und 2e, 3e und 4. — Auf 4 Grundſtellung, auf 5 gleichzeitig Schlag mit den Handflächen auf die Schenkel, auf 6 Händeklatſchen, auf 7 das Paar ſchlägt gegenſeitig die Hände zuſammen, auf 8 Hände faßt und in den nächſtfolgenden drei Taktzeiten werden drei Schritte nach links und dann drei Schritte nach rechts getanzt. Dieſe Figur wiederholt ſich bei jeder der folgenden.

Figur 2. 1 Knieheben des Mädels links, des Buben rechts, 2 dasſelbe gegengleich, 3 wie 1, 4 Grundſtellung. (Die Knie berühren ſich wechſelſeitig und gleichzeitig.) Wiederholung der Figur 1.

[1]) Durch gütige Vermittlung des Herrn Lehrer Freudlsperger von Herrn Schulleiter Ensmann in Pieſendorf.

Figur 3. Hände an die Hüften. 1 leichte halbe Drehung beider entgegengeſetzt. Der linke Ellbogenknopf des Mädels ſtoßt an den rechten des Mannes. 2 Drehung entgegengeſetzt, linker Ellbogen des Mannes an den rechten des Mädchens ſtoßend. 3 wie 1. 4 Grundſtellung. — Wiederholung der Figur 1.

Figur 4. Necken. 1 der Burſch faßt mit der rechten Hand das linke Ohr des Mädels, dasſelbe gleichzeitig mit der linken Hand das rechte Ohr des Burſchen, 2 gegengleich, 3 wie 1, 4 Grundſtellung. — (Figur 1.)

5. Strafe. Auf 1 gibt ſich das Paar gegenſeitig einen Backenſtreich, rechte Hand des Buben auf die linke Wange des Mädchens, 2 gegengleich, 3 wie 1, 4 Grundſtellung. (Figur 1.)

6. Abſcheu. 1 gleichzeitige Spuckbewegung, er links hin, ſie rechts, 2 gegengleich, 3 wie 1, 4 Grundſtellung. (Figur 1.)

7. Hohn. 1 Pfuibewegung, er links, ſie rechts, 2 und 3 umgekehrt, 4 Grundſtellung. (Figur 1.) Bei dieſer Bewegung Finger an die Naſe und Luftausſtoß, verächtliche Miene. (Figur 1.)

8. Verzeihung. 1, 2, 3 friedfertiges, abwechſelnd gleichzeitiges Händereichen, 4 Grundſtellung. (Figur 1.)

9. Liebe. Umarmung Wang an Wange, 1 links, 2 rechts, 3 links, 4 Grundſtellung (Figur 1.) — Sämtliche Bewegungen ſind vollſtändig gleichzeitig auszuführen; geſungen oder geſprochen wird hiebei nichts.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Einleitung 3

Kraftspiele 5

Das Ranggeln S. 5. — Fingerhackeln und Faustschieben S. 13. — Fuchs aus dem Loch jagen S. 13. — Fuchs durch Loch treiben S. 14. — Das Morschen oder Mödern S. 14. — Das Stockklieben oder Holzspalten S. 15. — Brücken schlagen S. 16. — Löffel aufheben S. 16. — Hütl tauschen S. 16. — Strähnkatzen ziehen S. 17. — Das Holztristen S. 17. — Das Turmbauen S. 17. — Kesselspringen S. 18. — Radtreiben S. 18. — Das Purosselspringen S. 18.

Laufspiele 19

Eisschießen. — Plattenschießen 22

Das Eisschießen S. 22. — Das Plattenschießen S. 27.

Das Bock-Schlittenfahren 27

Das Boanschlittenfahren 28

Kracheislaufen. — Nasenstechen. — Fröscheln 29

Kracheislaufen in Mattsee S. 29. — Das Nasenstechen S. 30. — Fröscheln S. 30.

Das Aperschnalzen 31

Eierscheiben und Eierklauben 33

Eierscheiben S. 33. — Eierklauben S. 33.

Hahnschlagen 33

Seewettfahren 34

Der Maibaum 34

Das Lebzeltenhacken 36

Sonnwendfeuer 37

Das Preberschießen 39

Das Scheibenschießen am Preberse S. 39.

Seite

Strohschießen 40
Kegelscheiben 41
Karten- und Würfelspiel 46
Das Kartenspiel S. 46. — Paschen S. 48.
Perchtenlauf und Perchtentanz 48
Hochzeitzüge 63
Pongauer Hochzeitzug S. 63. — Pinzgauer Hochzeitzug S. 64. — Lungauer Hochzeitzug S. 64.
Der Metzgersprung 65
Das Fahnenschwingen der Metzger 67
Der Maxglaner Hexenzug 69
Die Bettlerhochzeit 71
Das Faschingbau 71
Anglöckeln 72
Das Frautragen im Gebirge 76
Das Halleiner Winter- und Sommerspiel 78
Die Sternsinger 83
Der Palmesel-Umzug in Puch 88
Rittprozessionen 90
Der Tamsweger Samson 95
Das Himmelbrotschutzen 98
Das Banditenfangen 99
Das Wasserstechen auf der Salzach 100
Die Prangerschützen 101
Der St. Johannes-Umzug 103
Almreimen 104
Die Almfahrt 106
Radelrecht 108
Firstbaumstehlen 109
Die Habergais 111
Spiele beim Abdreschtanz 114
Stockschlagen S. 116. — Esel, wer reit? S. 117. — Mühlfahren S. 117. — Wetter machen S. 117. — Peter und Paul-Spiel S. 118. — Schustern S. 118. — Gerben oder Leder schab'n S. 118. — Stier schlagen S. 119. — Brettl bohren S. 119. — Scheiben schießen

Seite

S. 120. — Assentierung S. 120. — Soldatenspiel S. 120. — Das Bergwerk S. 121. — Markstein setzen S. 121. — Der Grenzstreit S. 122. — Schimmel beschlagen S. 122. — Vögel fangen S. 122. Vögerl malen S. 122. — Die Wunderhenne S. 123. — Der Vogel Phönix S. 123. — Papperl füttern S. 124. — Krähen füttern S. 124. Bären einmauern S. 124. — Baum pfälzen S. 124. — Imbheben S. 125. — Pantoffel suchen S. 125. — Eichkatzl fangen S. 125. — Kerzenfangen S. 125. — Teig stehlen S. 126. — Kropfschneiden S. 126. — Rührmilli handeln S. 126. — Sau handeln S. 126. Lazarus ist gestorben S. 127. — Kloster gehen S. 128.

Der Alperer 129

Das Käsmandel 131

Das Kühetreiben 134

Die St. Michaeler Freyung 135

Der Aufzug der Halloren 136

Tänze 137

Dürnberger Knappen- oder Schwerttanz S. 137. — Der Barfußtanz der Bäcker S. 147. — Der Reifstanz der Küffer S. 147. — Der Hühnertanz S. 148. — Der Antheringer Schwerttanz S. 148. — Der Polsterltanz S. 151. — Der Bandltanz S. 151. — Der Lungauer Reifstanz S. 152. — Der Pinzgauer Hexentanz S. 156. —

Princeton University Library
32101 047320773